Köpfe und Ideen
2009

Wissenschaftskolleg zu Berlin

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

Ludwig **AMMANN** Juri **ANDRUCHOWYTSCH** Lisa **AZIZ-ZADEH** Seyla **BENHABIB** Andrea **BÜCHLER** Dipesh **CHAKRABARTY** Michel **CHAOULI** Roger **CHICKERING** James Ferguson **CONANT** Calin **COTOI** Holk **CRUSE** Sutirth **DEY** Horst **EIDENMÜLLER** Jeffrey **FEDER** Sheila **FITZPATRICK** David **FREEDBERG** William von **HIPPEL** Toshio **HOSOKAWA** Eva **ILLOUZ** Ruedi **IMBACH** John M**. KENNEDY** Christoph **KÖNIG** Anna **KONIK** Thomas **LARCHER** Michael **LEWICKI** Felice **LIFSHITZ** James **MALLET** Reinhard **MERKEL** Thomas **METZINGER** Axel **MEYER** Karin **MÖLLING** Cynthia **MOSS** Lothar **MÜLLER** Srinivas **NARAYANAN** Patrik **NOSIL** Rafael E. **NÚÑEZ** Per **ØHRGAARD** Bruno **OLSHAUSEN** Malgorzata **OMILANOWSKA** Héctor **PÉREZ-BRIGNOLI** Andrei **PLEȘU** Sina **RAUSCHEN-BACH** Frank **REXROTH** Catherine **ROBSON** Maria R. **SERVEDIO** Hsueh-man **SHEN** Luc **STEELS** Annemarie **SURLYKKE** Ibrahima **THIOUB** Robert L**. TRIVERS** Francisco **UBÉDA DE TORRES** Shulamit **VOLKOV** Bernhard **WALDENFELS**

Fellows 2008/2009

Zum Auftakt

Luca Giuliani

„Köpfe und Ideen“ gibt es seit 2006, in diesem Jahr ging das vierte Heft in Druck. Seine Aufgabe besteht darin, eine Impression des diesjährigen Fellowjahrgangs nach außen zu vermitteln. Weil es sich nach außen wendet, stammen auch die meisten Berichte von externen Beobachtern: Hier geht es nicht darum, wie die Fellows sich selbst sehen (diese Berichte finden sich im Jahrbuch), sondern wie ein hereingeschneiter, neugieriger Besucher sie wahrnehmen könnte. Nur ein Fellow tritt gleichzeitig als Besucher von außen auf: Der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsch wirft einen sehr eigenen Blick auf den Grunewald, spürt den ehemaligen Einwohnern dieser Gegend nach und entdeckt die „unterirdische Stadt“ unter dem Teufelsberg. Ein Beitrag ist zwei Fellows gewidmet und scheint in dieser Beziehung besonders bezeichnend: Nebeneinander stehen Ibrahima Thioub, Historiker aus dem Senegal, und James Mallet, Evolutionsbiologe aus England; der eine beschäftigt sich mit der Geschichte der Sklaverei, der andere mit der Entstehung neuer Schmetterlingsarten; beide sind weitgereiste Wissenschaftler, an vielen Orten heimisch; die Chance aber, dass sie einander an ein und demselben Ort begegnen würden: diese Chance gab es wohl nur im Wissenschaftskolleg; wie gut, dass sie genutzt wurde!

Inhalt

6 Nachtviole, Kant und vier Sorten Englisch
Der Evolutionsbiologe James Mallet und der Historiker Ibrahima Thioub: ein Doppelportrait
von Lothar Müller
Fellows 2008/2009

16 Über Land mit Lorraine Daston
Die amerikanische Wissenschaftshistorikerin in Berlin steuert gern neue Aussichtsplattformen an, um in die Wissenschaft zurückzublicken
von Julia Voss
Permanent Fellow
Fellow 1987/1988

22 Hear–Steer–Go
The focus group „Auditory and Visual Scene Analysis“ is looking for clues amongst the behavior of bats and other specialized animals
by Carl Gierstorfer
Fellows 2008/2009

30 Keine Angst vor Kräften der Geschichte
Dipesh Chakrabarty und der Kampf der „Subaltern Studies“ für eine Geschichtsschreibung, in der die Armen und Unterdrückten die Hauptrolle spielen
Interview: Ralf Grötker
Fellow 2008/2009

40 Der Kalligraph
Toshio Hosokawas Musik spürt der Kostbarkeit des einzelnen Tons nach — Fellow 2008/2009
von Claus Spahn — und 2006/2007

48 Früchte des Fellowdaseins
Der Jurist Alain Supiot war vor zwölf Jahren Fellow am Wissenschaftskolleg. — Fellow 1997/1998
Sein Aufenthalt in Berlin hat ihn dazu angeregt, selbst ein Institute for Advanced Study zu gründen
von Ralf Grötker

56 Letter from Berlin
Vier Brieffragmente — Fellow 2008/2009
von Juri Andruchowytsch

64 Bildnachweise

65 Impressum

Nachtviole, Kant und vier Sorten Englisch

Der Evolutionsbiologe James Mallet und der Historiker Ibrahima Thioub: ein Doppelportrait

von Lothar Müller

Seinem Gedicht „Brandenburg“ hat Peter Huchel eine Zeile aus Heinrich Kleists „Prinz von Homburg“ vorangestellt: „Ach, wie die Nachtviole lieblich duftet.“ In der Bibliothek des Wissenschaftskollegs wird das Gedicht im November 2008 gelesen und interpretiert. Die wenigsten Teilnehmer der *poetry group* können so gut Deutsch, dass ihnen der rote Ulan, die im Wasserschierling versunkene preußische Kalesche, der Brandgeruch der Kiefernheide und der Knecht am Holzhauerfeuer, der die Säge schränkt, leicht eingehen. Das auf Englisch geführte Gespräch kreist nicht nur um die Uniformen der europäischen Soldaten und um das Bild von Preußen in der DDR, die Huchel 1971 verließ, und in der Bundesrepublik der siebziger Jahre, in der er das Gedicht schrieb. Es geht auch um den Wasserschierling und die Nachtviole, deren Duft der Prinz von Homburg im fünften Akt des Schauspiels, als er zum Tode verurteilt ist und sich mit verbundenen Augen kurz vor der Hinrichtung wähnt, wahrzunehmen glaubt. Es sind aber Levkojen und Nelken, wie der Rittmeister Stranz ihn belehrt.

Was aber ist genau der Unterschied zwischen diesen Blumen, welchen Gattungen gehören sie an? James Mallet, Evolutionsbiologe aus London, ist ein großer Kenner der Schmetterlinge. Aus dem Stegreif kann er die Nachtviolen und Levkojen nicht genau bestimmen. Aber am nächsten Tag erhalten die Teilnehmer der *poetry group* eine E-Mail von ihm. Die Levkoje gehört zur Gattung der Matthiola, die Nachtviole zur Gattung der Hesperis, aber beide sind verwandt, ihre gemeinsame Familie sind die Cruciferae, wie sie früher hießen, nun heißen sie prosaischer: Brassicaceae. Die englischen Namen der Gattung Hesperis in der Alltagssprache aber können es mit der deutschen Nachtviole aufnehmen: Night Scented Gilliflower, Summer Lilac, Sweet Rocket, Mother-of-the-evening.

Wenn James Mallet diese Namen ausspricht, ist unverkennbar, dass er einer sprachlichen Minderheit im Wissenschaftskolleg angehört. Er ist 1955 in London geboren, hat Zoologie in Oxford und Austin, Texas, studiert und ist Professor für Evolutionsbiologie am University College London.

Er spricht britisches Englisch, eine der vier Ausprägungen des Englischen, von denen sein Jahrgangsgenosse Ibrahima Thioub, geboren 1955 im Senegal, in Malicounda am Küstenstreifen Mbour südlich von Dakar, sagt, dass sie für ihn nicht alle gleich leicht zu verstehen sind. Ibrahima Thioub lehrt als Professor für Geschichte an der Université Cheikh Anta Diop Dakar (UCAD) und ist Direktor des Département d'Histoire. Er kommt aus dem frankophonen Afrika, das Schul- und Universitätssystem seines Landes ist am französischen Modell ausgerichtet, der Senegal ist das Land Leopold Sédar Senghors. Ibrahima Thioub unterscheidet das amerikanische, das indische, das deutsche und das englische Englisch, auf alle will er seine Ohren in Berlin einstellen. Er ist es gewohnt, englisch zu sprechen, aber wenn er die Wahl hat, zieht er das Französische vor. Einige Fellows kommen ihm dabei entgegen, aber ein wenig lebt er innerlich auf einer Sprachinsel. Das ist, sagt er, nicht unangenehm, es erleichtert die Balance von Konzentration und Kommunikation, von Isolierung zugunsten des Schreibens und Vernetzung.

Ibrahima Thioub hat ein distanziertes Verhältnis zur Religion, aber an seine Kollegen in Dakar hat er über seine Arbeitsbedingungen im Grunewald geschrieben: Könnt Ihr Euch ein muslimisches Paradies für Akademiker vorstellen, einen Ort, wo der Gedanke an ein Buch, das man braucht, ausreicht, und schon ist es da, ohne dass man ausdrücklich darum bitten müsste? Und er fügt hinzu: „Um diesen Paradieseindruck zu verstehen, muss man wissen, woher ich komme. Das Jahr 2008 war im Senegal eines der schlimmsten, was die Elektrizität angeht. Wir hatten oft nur zwei, drei Stunden Strom am Tag, und zwar nicht nach einem verlässlichen Rhythmus, sondern vollkommen unberechenbar. Da ich in internationalen Netzwerken arbeite, ist das für mich ein Problem. Die internationale *scientific community* kann sich nicht gut vorstellen, was es bedeutet, ohne Elektrizität zu arbeiten, wenn der Termin für die Abgabe von Artikeln oder Konferenzpapieren naht, was es bedeutet, dringende E-Mails nicht beantworten zu können oder Teile von Texten zu verlieren. Die Elektrizität ist für meine Kollegen und mich in Dakar so etwas wie eine lebendige Person geworden, mit der man rechnen muss und über die man ständig redet: gerade ist sie wieder gegangen, hoffentlich kommt sie gleich wieder, sie lässt schon wieder auf sich warten."

Die Wallace-Darwin-Medaille wird von der Linnean Society in London nur alle fünfzig Jahre verliehen. James Mallet hat sie am 12. Februar 2009 mit anderen Ausgezeichneten für seine Forschungen zur Artbildung bei Insekten, vor allem bei den Lepidoptera, den Schmetterlingen erhalten, sowie für seine Beiträge zur Fortentwicklung der theoretischen Konzepte der Evolutionsbiologie. Sein Buchprojekt am Wissenschaftskolleg heißt „The Evolution of Biological Diversity" , es soll die ökologischen Aspekte der Evolution von Artenvielfalt mit den genetischen verbinden. James Mallet ist dabei Teil einer Forschergruppe, die sich theoretisch wie empirisch mit der „Sympatric Speciation" befasst, der

Zerynthia polyxena
Zerynthia rumina
BUSHNELL
10x42

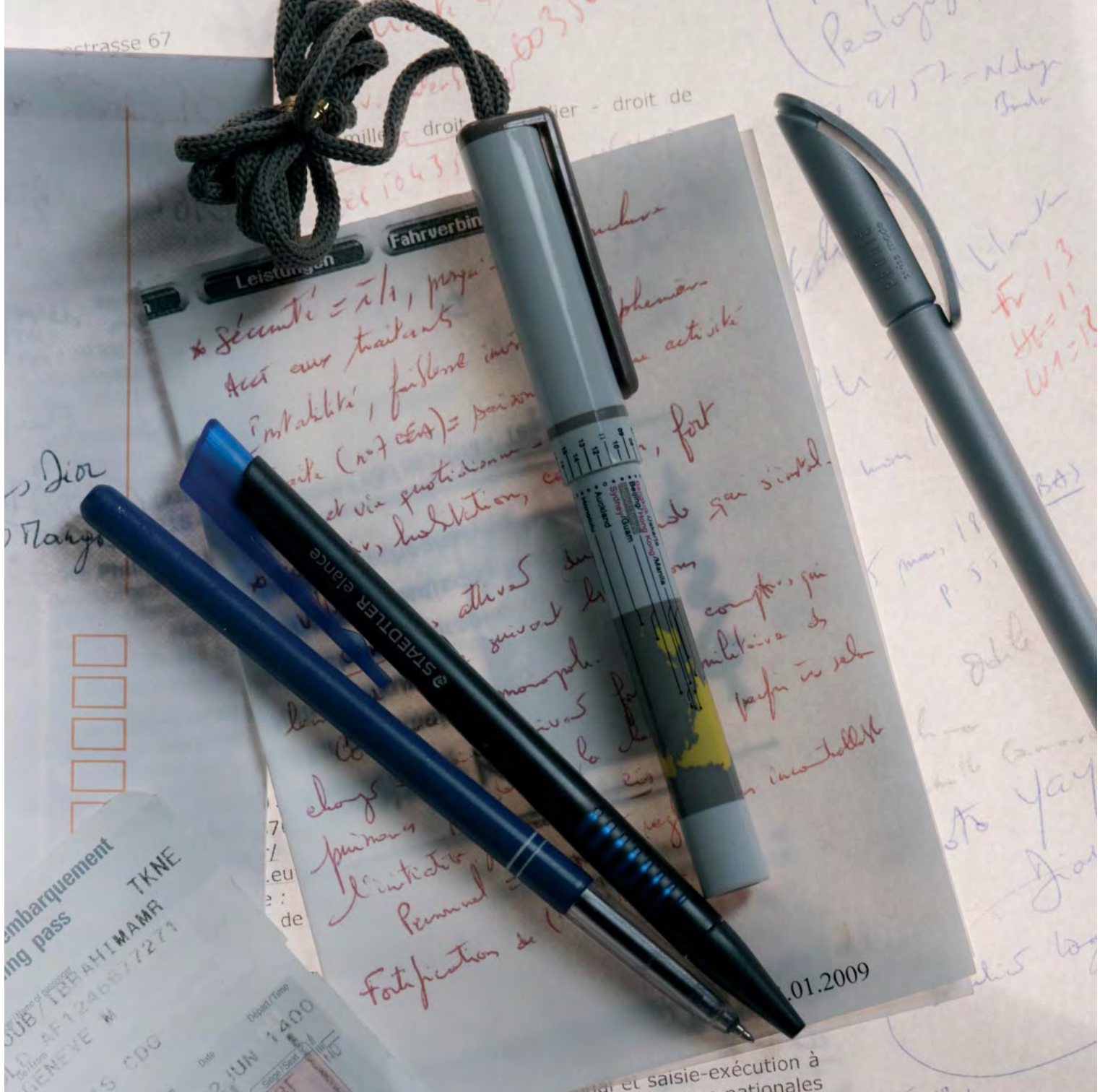
Artenbildung ohne geographische Isolierung der beteiligten Populationen. Man hat sich das so vorzustellen, dass aus einer gegebenen Population heraus ein „species splitting“ erfolgt, bei dem die daraus hervorgehenden Arten den gleichen geographischen Raum bevölkern. Es wird, wenn man James Mallet um die Erläuterung seiner Forschungsansätze bittet, rasch klar, was das empirische Gravitationszentrum aller seiner Arbeiten ist: die Beobachtung und genetische Analyse der Schmetterlinge. Älter als der Evolutionsbiologe Mallet ist der Naturkundler Mallet, der als Junge Time-Life-Bücher wie „The Wonders of Life on Earth“ verschlang und den Schmetterlingen nachjagte, lange bevor er Charles Darwin las. Der Evolutionsbiologe, der aus dem jungen Adepten der „natural history“ herauswuchs, hat das Phänomen der Mimikry in den Mittelpunkt seines Interesses an den Schmetterlingen gestellt. Alfred Russel Wallace, der im Relief neben Darwin auf der Medaille abgebildet ist, die er aus London in den Grunewald mitgebracht hat, war Mallet zufolge ein „major player in mimicry theory“. Deren Begründer war Henry Walter Bates, der 1862 den Zusammenhang zwischen „natural selection“ und „mimicry“ hatte demonstrieren können: ungiftige, genießbare Schmetterlingsarten ahmen ungenießbare, giftige Arten nach, deren Farben, Flügelformen und -muster den Beutetieren die Gefahr der Unverträglichkeit signalisieren. Die Arbeiten, in denen Wallace nachwies, dass unterschiedlich aussehende Schmetterlinge einer einzigen Art angehörten, bei der die Weibchen auf „polymorphe“ Weise an der Batesschen „Schutzmimikry“ teilhatten, die Männchen aber nicht, gehören zu den Ausgangspunkten in der Forscherkarriere von James Mallet. Wenn er auf dem Computerschirm den umgekehrten Effekt demonstriert, die verschiedene Artzugehörigkeit scheinbar identisch aussehender Schmetterlinge, dann sagt er Sätze wie diese: „Die Schmetterlinge tragen ihre Evolutionsgeschichte auf den Flügeln.“ Oder: „Es kann verdammt gefährlich, ja tödlich sein, einen falschen Farbton zu haben.“ Aber nur die eine Seite dieser Sätze ist den theoretischen Konzepten der Evolutionsbiologie zugewandt. Die andere verweist auf seinen älteren Bruder, den Jungen James Mallet, den früh die Leidenschaft der Beobachtung der sichtbaren Natur erfasste. „Die Augen der Menschen,“ sagt er, „sind von denen der Vögel nicht grundsätzlich verschieden. Ich blicke auf die Farbtönungen, die Punkte und Flügelformen der Schmetterlinge gewissermaßen mit den Augen eines Vogels. Es hat lange gebraucht, aber jetzt habe ich Vogelaugen, denen die kleinen, aber entscheidenden Unterschiede rasch auffallen.“

Der Darwin des senegalesischen Historikers Ibrahima Thioub, der in Dakar und Paris studiert hat, heißt Immanuel Kant. Er hat den deutschen Philosophen in den frühen 1970er Jahren bei einem seiner Lehrer kennengelernt, einem marxistischen Professor der Philosophie. Ein Kant-Satz ist ihm zur Maxime geworden: „Der Mensch und überhaupt jedes vernünftige Wesen existiert als Zweck an sich selbst, nicht bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen,

sondern muss in allen seinen sowohl auf sich selbst, als auch auf andere vernünftige Wesen gerichteten Handlungen jederzeit zugleich als Zweck betrachtet werden.“ Daraus, sagt Ibrahima Thioub, ergibt sich die Konsequenz, vom Menschen nicht als einer „Ressource“ zu sprechen. Es ist von diesem Kant-Satz nicht weit zum Spezialgebiet des Historikers Thioub, der Geschichte der Sklaverei. Es hat aber mit dem an Kant geschulten Universalismus dieses Historikers eine besondere Bewandtnis. Er ist, eben deshalb, weil er Universalist ist, ein scharfer Opponent jener Disposition, die er den postkolonialen „rassistischen Anti-Rassismus“ nennt, die dichotomische Sortierung der afrikanischen Geschichte in weiße Täter und schwarze Opfer. Um dieses „Opfer-Paradigma“ zu durchkreuzen, fasst der Historiker Thioub eine Kritik der Sklaverei im Kantischen Sinne ins Auge: Es gab – und gibt – die Sklaverei: Wie ist sie möglich?

Die Analyse der Bedingungen der Möglichkeit der großen atlantischen Sklaventransporte von der afrikanischen Westküste nach Amerika macht in den Arbeiten Ibrahima Thioubs die Afrikaner, gegenläufig sowohl zu den europäischen Geschichtsphilosophen des 19. Jahrhunderts wie zu den antieuropäischen Wortführern der Entkolonialisierung, zu Subjekten ihrer eigenen Geschichte. Mit nicht geringerer Emphase als der Evolutionsbiologe Mallet von der Mimikry der Schmetterlinge spricht der Historiker Thioub von den afrikanischen Akteuren der Sklaverei und ihren Ähnlichkeiten mit den europäischen Sklavenhändlern, denen sie aus dem afrikanischen Hinterland den Nachschub an die Küste lieferten. Die vorkoloniale Geschichte der Sklaverei in Afrika wird so vom archaisch-autochthonen, zum organischen Sozialmodell verklärten Kontrastbild zu einem der Fundamente der modernen Sklavenexporte aus Afrika vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Die Kapitalakkumulation in Europa erscheint nicht mehr als Generalschlüssel zum Verständnis des Gesamtgeschehens, die afrikanischen Eliten treten als selbstständige Akteure und Nutznießer in Erscheinung. Afrika erscheint nicht mehr als Schauplatz eines Prozesses, den nahezu ausschließlich externe Faktoren steuern, der Historiker Thioub arbeitet an der Internalisierung der afrikanischen Geschichte. Darum gehöre die Kritik der afrikanischen Geschichtsschreibung über Afrika zu seinem Forschungsschwerpunkt.

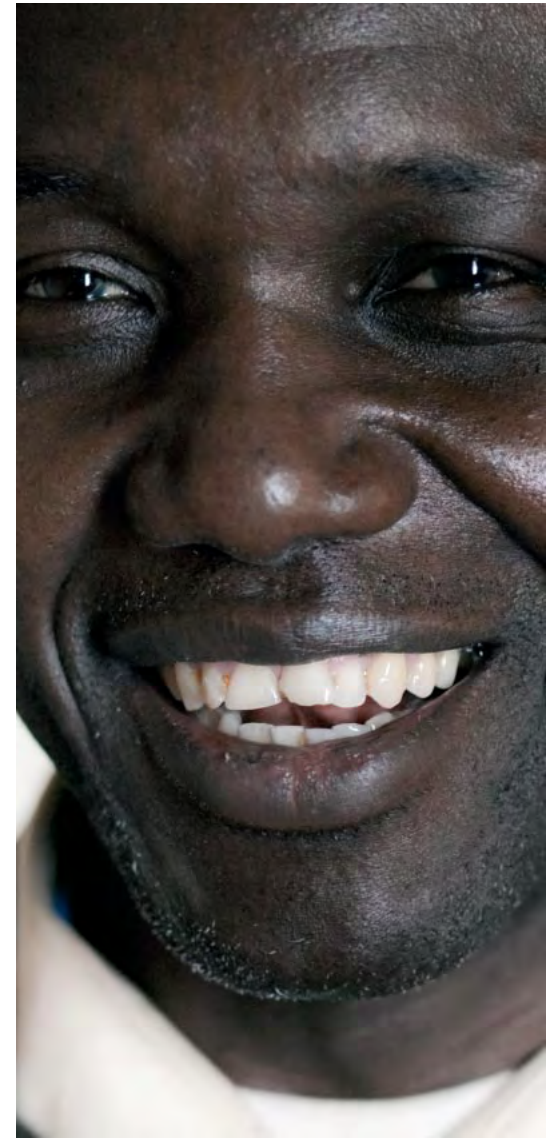
Wer ihm bei der Erläuterung dieses Projektes zuhört, dem kann die damit verbundene aktuelle Stoßrichtung nicht entgehen. „Im Zentrum aller meiner Forschungen über das Drama Afrikas“, sagt Ibrahima Thioub, „steht nicht der Westen, sondern stehen seine eigenen Eliten. Ich weiß, dass ich mir damit die Kritik einhandele, die Weißen zu entschuldigen. Aber wenn heute die russische Mafia und die afrikanischen Eliten auf dem Gebiet des Waffenhandels kooperieren, dann folgen sie einem Modell, das in der Epoche des Sklavenhandels ausgeprägt wurde.“ Und er fügt eine These hinzu, die seiner eigenen Disziplin, der Historiographie, eine Schlüsselrolle für die künftige Entwicklung Afrikas zumisst. Ihr Ausgangspunkt ist die Beobachtung der so auffälligen


Leistungen
Fahrverbin
STAEDTLER elance
embarquement
ng pass
TKNE
MAMR
GENEVE
.01.2009

wie für die jeweiligen Länder ruinösen Lust der afrikanischen Eliten an der Zurschaustellung ihres Konsums und ihres Luxus. Dieses ostentative Aufgehen im Konsum und Verschmelzen mit den Luxuskarossen beschreibt Ibrahima Thioub als ein Phänomen des Sich-Einschließens in der absoluten Gegenwart. Es wurzelt, sagt er, in der Abwesenheit des historischen Bewusstseins, in der Unfähigkeit, sich selbst als einen Gegenstand der Betrachtung und des Urteils künftiger Gegenwarten zu sehen. Es ist Ausdruck einer Mentalität, die darauf setzt, dass schnell vergessen ist, was jetzt geschieht. Darum ist der Historiker Thioub nicht nur ein rückwärtsgewandter Prophet, sondern vor allem ein Kritiker der reinen Gegenwart aus der Perspektive virtueller Zukunft, ein Rivale und Opponent der bedenkenlosen Konsumption des Augenblicks.

Im November 2008 hat Ibrahima Thioub in der „Werkstatt der Kulturen", nicht weit vom Hermannplatz, an einem Festival zum zweihundertjährigen Jubiläum der offiziellen Abschaffung des transatlantischen Sklavenhandels teilgenommen. „Berlin", sagt er, „ist ein Kaleidoskop, in dem ich an einem Tag ganz verschiedene Bilder in Neukölln und im Grunewald sehe. Und als ich mit anderen Fellows von der Staatsbibliothek über den Potsdamer Platz gegangen bin, bis hin zum Museum am Checkpoint Charlie, war für mich die nur noch nachgestellte, nur noch in der Fiktion vorhandene Mauer fast realer als die Gegenwart."

Ibrahima Thioub will, wenn er nach Dakar zurückgekehrt ist, einen Kurs über die Geschichte Berlins anbieten. Er hat im Senegal eine Frau kennengelernt, die aus der DDR geflohen ist. Der Kurs soll von der Vergänglichkeit des scheinbar Starren handeln, von der Relativität des Historischen: „Die Menschen sind in der Lage, absolute Dinge zu tun; jemanden zu töten, für Dinge, die relativ vergänglich sind. Es ist die Aufgabe des Historikers, der die longue durée kennt, den Zeitgenossen die Relativität der Ideen verständlich zu machen."
Der Evolutionsbiologe James Mallet nimmt wie der Historiker Thioub am kulturellen Leben im wiedervereinigten Berlin teil, besucht das historische Zentrum und die Gedenkstätten, aber wenn die beiden ein gemeinsames Berlin-Seminar veranstalten würden, in London und Dakar, dann kämen darin auch die Nachtschattengewächse und Nebelkrähen vor, die Gräser, die aus manchen Bürgersteigen wachsen, die sieben verschiedenen Spechtarten, die es im Grunewald geben soll.



Über Land mit Lorraine Daston

Die amerikanische Wissenschaftshistorikerin in Berlin steuert gern neue Aussichtsplattformen an, um in die Wissenschaft zurückzublicken

Fellow 2008/2009

von Julia Voss

Ein Buch kann wie eine lange Autofahrt sein, eine Strecke, die wir Leser als Beifahrer zurücklegen und bei der wir uns auf die Person hinter dem Steuer verlassen müssen. Es gibt zahlreiche Abzweigungen, Seitenstraßen, Ampeln und Beschleunigungsstreifen; unterwegs muss getankt werden, es können sich Pannen ereignen, wir steuern Raststätten an, um Pausen zu machen. Solche Fahrten können abwechslungsreich oder langweilig sein, sie können durch Industriegebiete, Städte, Landschaften oder über Pässe führen. Bei diesen Reisen aber gibt es drei Arten von Fahrern: Solche, die uns zuverlässig ans Ziel bringen, wobei wir die Fahrt über dösen und nur gelegentlich aus dem Fenster blinzeln, weil die Strecke wenig Abwechslung bietet. Solche, die sich heillos verirren, so dass wir das Vertrauen verlieren, aussteigen und die Fahrt abbrechen. Und solche, die mit traumwandlerischer Sicherheit durch die wunderbarsten Landschaften und Städte steuern, und uns am Ende an einem Ort absetzen, von dessen Existenz wir zuvor nicht einmal wussten.

Wer einen Aufsatz, ein Essay oder ein Buch von Lorraine Daston gelesen hat, wird wissen, dass sie zur letz-

ten Sorte von Fahrern zählt. Zuletzt veröffentlichte sie zusammen mit Peter Galison „Objectivity“ (2007), in dem die Geschichte des objektiven Erkenntnisideals vom späten achtzehnten bis ins zwanzigste Jahrhundert nachgezeichnet wird. Das Phänomen, auf dessen Spuren sich die Autoren in dieser groß angelegten Studie begeben, beschreiben sie selbst mit einer eingängigen Metapher. „Aber wenn [die Objektivität] ein reiner Begriff ist, gleicht sie weniger einer Bronzeskulptur aus einem Guss als einem improvisierten, aus schlecht passenden Teilen von Fahrrädern, Weckern und Dampfrohren zusammengelöteten Apparat.“ Objektivität, ein Begriff, der erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gebräuchlich wird, hat moralische, historische und erkenntnistheoretische Facetten. Was als wissenschaftliche Beobachtungspraxis anerkannt ist, wandelt sich über die Jahrhunderte. Während das selektierende und beurteilende Auge des Forschers zuerst als wissenschaftliche Tugend gilt, wird diese Form der Intervention spätestens zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin zum Inbegriff der Untugend. Die Persönlichkeit des Wissenschaftlers wird als ein Hindernis im Beobachtungsprozess angesehen, das ausgeräumt werden muss: Eine Zurücknahme, die Disziplin und Opferbereitschaft fordert. Die Natur soll für sich selbst sprechen, aus Misstrauen gegen den menschlichen Mittler setzen die Forscher auf mechanisch hergestellte Bilder wie Fotografien oder sich selbst aufzeichnende Kurvendiagramme. Maschinen sollen dabei helfen, Wissenschaft und Beobachtung vom Subjekt des Wissenschaftlers zu entkoppeln – ein Erkenntnisideal, das die Autoren „mechanische Objektivität“ nennen.

Es ist dieser Blick auf die Welt, durch den Vertrautes unvertraut wird und scheinbar Zeitloses eine Geschichte erhält, der die Werke von Lorraine Daston prägt. Den Weg von der wissenschaftlichen Forschung zur Erforschung ihrer Historie schlug sie bereits während des Studiums an der Harvard University ein, wo sie sich für Astronomie eingeschrieben hatte; ein Fach, dessen Schutzpatronin sie als Tochter griechischer Einwanderer im Namen trägt: Urania, die Muse der Astronomie, wird im Amerikanischen zu Lorraine.

Dass Wissenschaft und Politik nicht zu trennen sind, ist eine Erfahrung, die die junge Astronomiestudentin und heutige Direktorin des Berliner Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte bereits während ihres Studiums macht, das sie bald an die Harvard University führte. Im Jahr 1977, erinnert sich Daston, erschien „The Langurs of Abu: Female and Male Strategies of Reproduction“, geschrieben von der amerikanischen Primatologin Sarah Blaffer Hrdy, das innerhalb der Verhaltenswissenschaften zu einer anhaltenden Kontroverse führte. Blaffer Hrdy wies darin nicht nur die Promiskuität weiblicher Languren nach, sogenannter Schlankaffen innerhalb der Familie der Meerkatzenverwandten, sondern behauptete darüber hinaus, dass dieses Paarungsverhalten vorteilhaft sei. Indem das Weibchen sich mit zahlreichen Männchen paare, könne sich kein Männchen sicher sein, welcher Nachwuchs von ihm gezeugt wurde, eine Verwirrungsstrategie, die

JANUAR
26 MONTAG
27 DIENSTAG
28 MITTWOCH
29 DONNERSTAG
JAN-FEBRUAR
FREITAG 30
SAMSTAG 31
Januar 2009
Februar 2009

erfolgreich verhindere, dass dominante Langurenmännchen Jungtiere töteten. Formuliert von einer Frau, läutete dies eine Wende in der bis dahin von Männern geprägten Soziobiologie ein. An der Harvard University, an der Blaffer Hrdy bis 1978 lehrte, promovierte Lorraine Daston ein Jahr darauf in Wissenschaftsgeschichte mit einer Arbeit über die Entstehung der Statistik während der Aufklärung.

Diese heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der Wissenschaft während Dastons Studienzeit lieferten eine Art Hintergrundgeräusch für ihre Lektüre von Texten aus der Zeit der Französischen Revolution, in denen die Natur als Garant für die Universalität der Menschenrechte ins Feld geführt wurde. Das Interesse an diesem Themenfeld blieb bestehen und im Jahr 2003 erschien der gemeinsam mit Fernando Vidal herausgegebene Sammelband „The Moral Authority of Nature", in dem die Autoren der Geschichte dieser Argumentationsfigur nachgehen. Wie und seit wann wird die Natur ins Spiel gebracht, um Handlungen oder Werturteile zu rechtfertigen. Bis heute versteht Daston die Aufgabe ihres Faches im aufklärerischen Sinn. „Wissenschaft ist der Goldstandard der Wahrheit", sagt sie im Gespräch. Die Herausforderung der Wissenschaftsgeschichte bestünde darin, nachzuzeichnen, wie diese epistemologische Autorität entstanden sei, und sie historisch zu perspektivieren. „Wenn wir in einer stärker religiös ausgerichteten Gesellschaft lebten", so Daston, „bräuchten wir eine starke Religionsgeschichte." Mit Blick auf die Geschichtsschreibung drängt sich eine historische Parallele auf: Als im 19. und 20. Jahrhundert die Rolle der Kirche neu verhandelt wurde, waren es evangelische Theologen, die zur Entmythologisierung des Neuen Testaments beitrugen, indem sie dessen Geschichte schrieben. Und die Vorstellung, dass es sich bei Objektivität nicht um ein zeitloses Konzept handelt, sondern ein historisch geformtes Erkenntnisideal, kann im 21. Jahrhundert so viel Erstaunen auslösen wie 1863 der französische Katholik Ernest Renan mit der in seinem Buch „Vie de Jesus" vorgeführten These, dass Gottes Sohn eine historische Figur sei.

Lorraine Dastons Interesse an der Geschichte der Rationalität lässt sich ebenfalls bis in die Studiumszeit zurückverfolgen. In die Zeit, als sie zusammen mit Katharine Park, heute Professorin für Wissenschaftsgeschichte in Harvard, ein Seminar über Metaphysik im 17. Jahrhundert belegte. Auf dem Seminarplan standen die Schriften von Bacon, Hobbes, Leibniz und Locke. „Wo aber die Kommilitonen Argumente sahen", schreiben Park und Daston rückblickend, „sahen wir Monster". Den Büchern entstiegen immer weitere Ungeheuer und Wunderwesen; das Staunen über diese märchenhafte Unterströmung des Rationalismus führte 1998, nach fast zwei Jahrzehnten Forschungsarbeit, zu dem gemeinsam publizierten „Wonders and the Order of Nature".

Wenn Bücher wie Autoreisen sind und ihre Autoren die Fahrer, dann gibt es auch Navigationssysteme oder Kompasse, in denen Vorbilder die Himmelsrichtungen

angeben. Lorraine Daston nennt zuerst drei Namen: Alexandre Koyré, Arthur Koestler und Thomas Kuhn. Koyré lehrte sie die Wucht großer melancholischer Erzählungen, Arthur Koestler den Blick für das Eigenartige, Unberechenbare und die Lötnähte von Systemen, Thomas Kuhn, dass die Geschichte der Wissenschaft keine Teleologie aufweise. Koyrés literarische Veranlagung, sein erzählerisches Talent, mit dem er die Geschichte der Wissenschaft als einen Prozess der Entzauberung und Rationalisierung beschreibt, beeindrucken Daston nachhaltig. Es gebe nur eine Schwierigkeit, so Daston: „Wir wissen, dass diese Erzählung nicht stimmt." In diesem Zusammenhang fällt auch ein vierter Name. Dava Sobel, deren Buch „Longitude" 1995 erschien und zum Bestseller wurde, den das Publikum liebte und die Wissenschaftsgeschichte kritisierte. Daston teilt diese Ablehnung nicht. Die Herausforderung der Wissenschaftsgeschichte sei es, die bisherigen Erzählungen von Wissenschaft neu zu erfinden. Ob es Koyrés Geschichte von der Entzauberung der Welt oder Sobels Abenteuerroman über Fortschritt und Wahrheitssuche sei – so lange Wissenschaftshistoriker das Publikum nicht mit neuen, anderen Geschichten erreichten, um die alten zu ersetzen, blieben sie hinter dieser Aufgabe zurück. Wohl auch deshalb ist Daston nie bei der Mikrogeschichte stehen geblieben; ihre Bücher umspannen stets große Zeiträume, die mit unnachahmlicher stilistischer und narrativer Brillanz durchschritten werden.

Ans Wissenschaftskolleg in Berlin kam sie zum ersten Mal als Fellow im Jahr 1988. Schon damals beschäftigte sie die wechselvolle Geschichte von Konzepten wie Objektivität, Rationalität oder Vernunft. Als die Max-Planck-Gesellschaft 1994 das Institut für Wissenschaftsgeschichte gründete, wurde sie ein Jahr darauf mit Jürgen Renn und Hans-Jörg Rheinberger als Direktorin berufen und zog nach Berlin. An der University of Chicago, an der sie zuvor eine Professur für Wissenschaftsgeschichte angenommen hatte, ist sie heute weiterhin Gastprofessorin im Committee on Social Thought. Mit Lorraine Daston wurde nun zum zweiten Mal eine Frau zum Permanent Fellow des Wissenschaftskollegs ernannt. Sie sieht dieser Zeit mit Neugier entgegen. Die Berliner Institution, wo Wissenschaftler aus den unterschiedlichsten Fachgebieten zusammenträfen, gebe einem die Chance, seine Interessen noch einmal völlig anders auszurichten. Ihr derzeitiges Projekt zur „naturalistic fallacy", warum nämlich ethische Urteile trotz aller Kritik immer wieder aus einer sogenannten natürlichen Ordnung abgeleitet werden, könnte unter den neuen Bedingungen also noch einige Routenkorrekturen erfahren.

Ob es denn einen heimlichen Wunsch von Lorraine Daston gibt? „Polnisch lernen". Nichts sei vergleichbar mit der Schönheit polnischer Lyrik, selbst in Übersetzung. Wir Beifahrer dürfen uns auf das Türklacken freuen, das die nächste Reise ankündigt, und hoffen, auch auf diese Fahrt wieder mitgenommen zu werden.

Hear–Steer–Go

The focus group „Auditory and Visual Scene Analysis“ is looking for clues amongst the behavior of bats and other specialized animals

Fellows 2008/2009

by Carl Gierstorfer

It seems like an unlikely combination. But maybe to make some progress on one of the trickiest problems in neuroscience – perception – it takes just this: Computers, bats, and the combined brainpower of four fellows at the Wissenschaftskolleg in Berlin. What the group is trying to understand is so fundamental to higher organisms that it takes some reflection to see the complexity of the problem: How animals and humans can recognize patterns in a natural scene; how we can tell a tree from a forest, marvel at a flower in the twilight, and identify the object that just flew past us as a bird. Visual scene analysis, the problem is called. And for scientists it was easier to land a robot on Mars or plunge into the strange world of quantum mechanics than to understand what each and every one of us does in every instant of our waking life: create a coherent image of the world around us.

“What makes this problem so hard is that it’s not something we can introspect on,” says Michael Lewicki, Associate Professor of Computer Science at Carnegie Mellon University, a computational neuroscientist. “We are seeing things in an abstract way already, as surfaces,

as shapes or contours. It is almost like being caught up in the famous matrix where we see the world in a consistent manner, although the objects are in reality fragments of different textures, colors, or sizes. And not only that. The problem becomes fantastically complex if we take into account that the world around us is never static; the observer himself might move, or one or more parts of what he can see moves. In other words, the characteristics of objects change constantly."

So it's all rather complicated, especially with regard to the group's goal to study the problem not in isolation, but how it occurs in the complex natural environment. "We try to understand it on different levels," says Cynthia Moss, Professor of Psychology at the University of Maryland and the convener of the group. "We want to go all the way from perception down to activity patterns of neurons in the brain." Fortunately, each problem in biology has an ideal organism for analysis. And this organism, for some members of the group, is one of the strangest animals we know – the bat.

Bats are the most diverse group of mammals with more than 1150 species worldwide. Most of them hunt insects on the wing, but many species feed on other food items like fruit, nectar, other small vertebrates, or even blood. During their evolution, which started around fifty million years ago, bats independently invented flight and developed their special form of perception: echolocation. Just like the sonar of a ship, bats send out sound waves from the mouth like other mammals or from the nose in some species to create a three-dimensional picture of the world around them by analyzing the incoming echo.

It's this active component that makes this system so attractive for studying auditory scene analysis. "The bat is sending out these signals to study and sample its environment," says Moss. "That brings us an advantage because we can study these signals and learn something about the information the animal is seeking for a particular task." It's like observing a burglar with a flashlight: by studying the movement of the flashlight and how the burglar responds to what he sees, the observer could learn a lot about his intentions and how the burglar finds his way in an unfamiliar environment.

Yet sound waves, in contrast to light waves, have another advantage: their frequency, intensity, and directionality can quite easily be studied and analyzed. So what Moss and her co-worker Annemarie Surlykke, an Associate Professor of Biology at the University of Southern Denmark, did in one of their experiments was to set up insect prey in close proximity to dense vegetation. Would the bat be able to separate the insect from the vegetation (which, in a way, represents unimportant background clutter)? And would there be a revealing pattern in the bat's vocalization?

Initially, the bat produced long signals during the search phase; it built up a general, three-dimensional picture of

the scene until something caught its attention. In this set-up it was the returning echo from the insect.
What the researchers observed was that, as the bat homed in on the insect, the characteristics of its calls began to change. The bat focused the center of the sonar beam on the point of interest and reduced the interval between successive sounds as it approached its prey. The insect, in this case without hearing the approaching bat, was sampled again and again while the bat was building up a detailed picture of the auditory scene from these snapshots. "It can filter out information on the way out by adjusting call directionality and on the way back by listening to particular echo features, and that's how the bat gets rid of what might not be so important at any moment in time," says Annemarie Surlykke. Video analysis revealed that the bat also adapted its flight path to approach the insect at the furthest distance from the vegetation. Action and perception were intimately linked – "steering by hearing" is what one of the team's papers is called.

Humans, of course, do not have such an active system. They are visual animals. However, during their studies, Annemarie Surlykke and Cynthia Moss have discovered many similarities to how we gather information from a visual scene. For example, the pattern by which bats move their head to direct the center of their sonar beam to objects of interest is comparable to our eye movements when we encounter an unfamiliar visual scene. So maybe there is something to be learned about visual scene analysis by listening to the bat. The problems, after all, remain the same: How do we separate background noise from what is interesting? How do we recognize the form of an object?

In a recent paper in the prestigious journal *Nature*, Lewicki and his co-workers asked exactly this question: How do you start to organize the information in a scene? On close inspection, the problem becomes tricky because the individual light receptors, comparable to pixels in a digital camera, capture only a tiny part of the image. This information is then analyzed by neurons in the visual cortex of the brain. But just as when closely inspecting an oversized print, it is impossible to recognize distinct objects by the individual pixels alone. In addition, the texture or color of the object might vary. So how does the brain assimilate all this information and recognize distinct objects?

"The visual system transforms all this variability into something that is less variable," Lewicki believes. It's analogous to extracting common denominators in all this variation and then grouping them into classes, just as the letter "L" is always recognized as such regardless of color or size. Lewicki and his group at Carnegie Mellon University have built a computer model that learns to handle this variability automatically. The model also predicts how neurons should behave, how they should be connected, and how they should respond. "It matches very closely with what people have measured in the visual system," Lewicki explains.

This is one of the areas where the group members' expertise overlaps: Lewicki now wants to adapt his model to the problem of organizing information in auditory scenes. Whether you are flying around catching insects or listening to a friend at a cocktail party, your auditory system has to pull out of a complex acoustic background numerous tiny fragments of sound to recognize distinct auditory objects. He does not expect this to be an easy problem but still believes that the fundamental principles remain the same.

Which is where the fourth member of the group comes in, Bruno Olshausen, Associate Professor of Neuroscience and Optometry at the University of California, Berkeley. Olshausen, like Lewicki, works on computational models, and has been focusing on the principles governing networks of neurons in the brain.
"Another challenge we are up against is that we don't fully understand the computational primitives that biology uses," Olshausen says. It's hard to overestimate the immense complexity of even simple nervous systems. In any mammalian brain there are billions of neurons, any one of which is connected to thousands of others. To make matters worse, the flow of information is reciprocal: any given network of neurons processing a scene fragment will feed its information to a higher-level network. And, at the same time, this higher-level network feeds back on the lower-level network. It's a complicated exchange of information unlike anything in current computational devices.

Such complex systems are a nightmare to decipher and maybe neuroscience is decades away from fully mapping out the brain. Nevertheless, Olshausen is convinced that hidden within these feedback networks, nature has important lessons for engineers and computer scientists attempting to build artificial vision systems. Precisely because it is exactly what is needed in order to analyse a complex scene: a system that uses context from the "bird's eye view" of the overall scene to interpret all the loose fragments. But it also raises a chicken-or-egg question: "The higher levels can not be sure of how all the fragments fit together unless they are certain about what the fragments are," Olshausen says. "And at the same time the networks processing the scene fragments cannot be certain of what information to pass up to higher levels without the proper context."

Part of the answer may lie in the very fact that information flies in both directions. Higher-level networks can hypothesise on the information they receive from the lower levels. These hypotheses are then sent back and the lower-level networks can process this information. Developing concrete, computational models of this process is what Olshausen, in collaboration with Lewicki, tries to do during his time at the Wissenschaftskolleg.
So, after all, is there a universal information-processing algorithm common to all nervous systems? Might the bat experience its world just as we do? This idea harbours the thought that the mammalian brain is comparable to the central processing unit of a computer; where you can

Braunes Langohr
Plecotus auritus

plug in, via USB-connection so-to-speak, different sensory organs while the experience of the world stays the same: It's a question that has perplexed philosophers for centuries.

The group is sceptical because, as Lewicki points out, with each new sensory organ you open up another experience of the world. "You can make distinctions you could not make before," he says. The snake sensing infrared heat or the dog sniffing out each ingredient you put in your pasta is an experience that will be forever hidden from us. Just as the bat will never know from hearing alone what colour is.

But there is all reason to believe that underlying mechanisms that analyse and make sense of all this information may share many similarities. After all, who would have thought that bats can teach us what it really means to see?

v.l.n.r.:
Bruno Olshausen, Annemarie Surlykke,
Michael Lewicki, Cynthia Moss

Keine Angst vor Kräften der Geschichte

Dipesh Chakrabarty und der Kampf der „Subaltern Studies“ für eine Geschichtsschreibung, in der die Armen und Unterdrückten die Hauptrolle spielen

Fellow 2008/2009

Interview: Ralf Grötker

Ein junger indischer Historiker, Marxist, gründet 1980 zusammen mit Landsleuten eine akademische Bewegung: die *Subaltern Studies*. Übergreifendes Thema: eine neue Form der Geschichtsschreibung, die die Armen und Unterdrückten zu politischen Akteuren macht. Anders als die indischen Studenten in den 70er Jahren, die auf dem Land gewalttätige Revolten angezettelt und sich dabei der Gefahr von Folterung durch die Behörden ausgesetzt hatten, wählen die Vertreter der *Subaltern Studies* den Weg der intellektuellen Auseinandersetzung. Die Bewegung trifft einen Nerv des akademischen Zeitgeistes im Westen. Die 'Subalternen' erhalten Professuren in England, den Vereinigten Staaten und Australien. Dipesh Chakrabarty, der junge Historiker von damals, gehört heute als international bekannter Intellektueller zu den weltweit einflussreichsten Geschichtsdenkern. Als Professor für Geschichte und Südasiatische Sprachen und Zivilisationen in Chicago schreibt er über die großen Themen des politischen Denkens der Gegenwart: Globalisierung, Geschichte, Kapitalismus. In diesem Interview spricht er über die persönlichen Erfahrungen, die seinen Weg geprägt haben und die sein Denken bis heute beeinflussen.

Ralf Grötker: Sie haben sich in Ihrer Arbeit immer wieder mit der Frage des Politischen auseinandergesetzt. Beginnen wir damit, was das heißt: das Politische. Wenn wir uns hier, in den westlichen Ländern, fragen „Was bedeutet es, politisch zu sein?“, dann meinen wir damit meist: Etwas jenseits des Klein-Klein des politischen Tagesgeschäfts. Etwas, das sich nicht auf die Frage des geeigneten Mittels zum vereinbarten Zweck zurückführen lässt. Etwas, wofür man sich begeistern kann – und das dennoch auf Ideologien und die Form von Selbstgewissheit, die diese bieten, verzichtet. Das Politische ist die Frage, wie wir leben wollen, lautet eine geläufige Antwort. Was halten Sie von einer solchen intellektuellen Lagebestimmung?

Dipesh Chakrabarty: Für mich ist das Politische untrennbar mit einer bestimmten historischen Erfahrung verbunden: dem Kolonialismus. Die koloniale Sichtweise, die es immer noch gibt, besagt: Ihr in Indien (oder: Ihr in Afrika) seid arm aufgrund Eurer Vergangenheit. Weil Eure Wirtschaft noch nicht so entwickelt ist – aus was für Gründen auch immer. Ihr habt etwas nachzuholen. Antikoloniales Denken stemmt sich gegen diese Art und Weise, die Gegenwart als einen Ausläufer der Vergangenheit zu betrachten. Und das ist ein politisches Unterfangen.

Grötker: Aber wie macht man das: sich von der Vergangenheit lossagen? Ihre Antwort als Historiker darauf lautet, wenn ich es richtig verstehe, Begriffsarbeit.

Chakrabarty: Damit zumindest fängt es an. Nehmen Sie so etwas wie unsere Vorstellung von Geschichte selbst, von geschichtlichem Fortschritt. Wir sind es gewohnt, Entwicklungen, die wir mit Begriffen wie „Kapitalismus“ oder „Globalisierung“ benennen, als dynamische Bewegungen zu begreifen, die irgendwo – vorzugsweise in Europa – ihren Anfang nehmen und dann eine Art Siegeszug um den ganzen Globus antreten.

Grötker: Was ist daran so falsch?

Chakrabarty: Diese Art, die Dinge zu sehen, ist eben nur eine mögliche Sichtweise – eine Sichtweise, die übrigens im Europa des 19. Jahrhunderts erfunden wurde. Man sieht das zum Beispiel bei Marx sehr ausgeprägt. Aber wenn man sich einmal genau anschaut, wie selbst er die Entwicklung des Kapitalismus begreift, findet man darin Elemente, die ein logischer Bestandteil dieser Entwicklung sind, und andere Elemente, die zufällig hinzukommen und die deshalb variieren können.

Grötker: Marx selbst sieht überall nur eiserne Notwendigkeit am Werk.

Chakrabarty: Ja. Mein Interesse hingegen gilt den Variablen. Denn ich glaube einerseits, dass es müßig ist, Phänomene wie „Kapitalismus“ oder „Globalisierung“ in idealtypischer, universaler Gestalt beschreiben zu wollen. Anderseits führt dieser Ansatz aber auch zu jener Art Denken, welches es erlaubt, bestimmte Länder als „zurückgeblieben“ zu bezeichnen. Die sitzen dann im Wartezimmer der Geschichte und harren darauf, dranzukommen. Eine alltägliche Variante dieses Denkens ist zum Beispiel das Erstaunen – insbesondere in einem Land wie Indien – über hochmoderne Lebensformen in direkter Nachbarschaft zu Überbleibseln einer archaischen Kultur. Man spricht dann gern von einem Anachronismus. Ich würde das lieber als Gleichzeitigkeit bezeichnen.

Grötker: Wenn Sie so sehr auf der Besonderheit der jeweiligen Umstände bestehen, müsste sich all das ja auch an einer konkreten Lebenserfahrung festmachen lassen.

Chakrabarty: Ich gehöre der Generation an, die Salman Rushdie die „Mitternachtskinder“ nannte – der Menschen also, die am Vorabend der Unabhängigkeitserklärung 1947 auf die Welt kamen. Ich wurde zwar erst im Dezember 1948 geboren, aber ich zähle mich dennoch dazu. Für uns – für das ganze Land – ging es damals um ein gemeinsames Projekt: ein neues Indien! Wir wollten nicht mehr länger hinterherhinken. Dafür waren wir bereit, alle Ressourcen zu mobilisieren, die uns zur Verfügung standen.

Grötker: Können Sie Beispiele nennen?

Chakrabarty: Meine ganze Kindheit war davon geprägt. Es wurde nicht immer explizit darüber geredet, aber selbst wenn jemand damals in Kalkutta auch nur so etwas wie Kindertheater veranstaltete, schimmerte diese Ambition dahinter hervor, Bürger für ein neues Land erziehen zu wollen.
Und dann war da natürlich der Kalte Krieg. Sputnik oder Apollo? Wir Kinder nahmen den Wettlauf der Supermächte in der Raumfahrt sehr ernst – nicht nur als eine Art sportliche Veranstaltung. Implizit ging es auch immer um Gesellschaftsmodelle – um Sozialismus und Kapitalismus – mit denen wir im Zuge unserer Begeisterung auf Tuchfühlung gingen.
Nicht nur die Raumfahrt, auch die Naturwissenschaften insgesamt standen damals sehr im Vordergrund. Gleich mehrere „Institutes of Technology“ waren nach dem Vorbild des amerikanischen Massachusetts Institute of Technology von der Regierung als Elite-Hochschulen aus dem Boden gestampft worden. Von begabten Schülern wurde erwartet, dass sie sich in Richtung Naturwissenschaften entwickeln würden. Mein eigenes Lieblingsfach war Literatur, bengalische Literatur. Und eigentlich wusste ich damals schon, dass ich eher ein Geisteswissenschaftler war. Dennoch habe ich nach der Schule zunächst Physik studiert. Das war für mich eine Prestigeangelegenheit.

Grötker: Und wie ging es weiter?

Chakrabarty: Auf dem College gab es Maoisten. Studentengruppen. Streiks. Das alles war nichts vollständig Neues. Der Krieg, den Indien 1962 gegen China geführt hatte, löste viele Debatten aus. Viele von uns machten Indien verantwortlich für den Krieg. Ein sozialistisches Land wie China, sagten wir uns, könne nicht von sich aus aggressiv sein. Wir lasen Bücher wie Bertrand Russels „Unarmed Victory“ oder Felix Greenes „The Wall has Two Sides“. All das war Futter für die Rebellion gegen unsere Eltern und ihr nationalistisches Bild eines aufstrebenden Indien.
Zu meiner Collegezeit hatte die Kulturrevolution in China gerade erst begonnen. Wir verfolgten das sehr gespannt. Mao schien uns moralisch reiner als Marx, dessen Lehre durch die Inanspruchnahme in der realen Politik der Sowjetunion gewissermaßen befleckt worden war. Der einzig gangbare Weg schien für uns eine Revolution, wie Mao sie lehrte. Daraus entstand eine

eigene Bewegung: die Naxalite-Bewegung. Sie wurde so genannt, weil sie in Naxalbari, einem Dorf in Nordbengalen ihren Anfang nahm.

Grötker: Es gibt einen neueren Film, der vor einigen Jahren auf der Berlinale gezeigt wurde, und der von dieser Zeit erzählt: „Hazaaron Kwashein Aisi". Darin geht es um einen jungen Helden, der es anders als sein Kommilitone, der sich der Naxalite-Bewegung anschließt, darauf anlegt, als Geschäftsmann und Lobbyist zu Geld und Einfluss zu gelangen – nicht ohne seinen revolutionären Freunden immer wieder einen Scheck zukommen zu lassen. Und dann gibt es noch eine Frau, die sich zwischen diesen beiden Lebenswegen manchmal nicht so recht entscheiden kann. Am Ende kommt es so, dass alle drei von Dorfpolizisten als Unruhestifter gefangen genommen und äußerst brutal behandelt werden, so brutal, dass sich der Held der Geschichte davon nie mehr wirklich erholt.

Chakrabarty: Ich kenne den Film. Der Titel ist übrigens ein Zitat aus einem Liebesgedicht des 19. Jahrhunderts. Er heißt so viel wie „Tausend Wünsche so wie dieser". In der Geschichte kann ich mich durchaus wiederfinden. Auch ich habe mich zunächst zur maoistischen Bewegung hingezogen gefühlt. Aber als es dann darum gehen sollte, aufs Land zu gehen und dort die Bauern zu organisieren, habe ich die Bewegung verlassen. Die Naxaliten befürworteten Gewalt. Ich tat das auch – intellektuell. Aber ich hatte einfach zu große Angst davor, selbst von der Polizei gefoltert zu werden. Also verabschiedete ich mich.
Auf diese Weise verlor ich quasi über Nacht alle meine Freunde. Ich verachtete mich für meine Feigheit. Trotzdem dachte ich mir: Wenn man ein einsames und trübseliges Leben führt, dann ist Geld der einzige Trost. Ich meldete mich zur Prüfung an einer der beiden Business Schools, die es in Indien gab, dem Indian Institute of Management und machte dort zwei Jahre später meinen MBA – ein bisschen also wie der Held in diesem Film.

Grötker: Aber dabei blieb es offenbar nicht...

Chakrabarty: An der Business School studierten wir amerikanische Lehrbuch-Ökonomie, das neoklassische Zeugs. Aber in Psychologie und Wirtschaftsgeschichte hatten sie Marxisten als Dozenten engagiert! Mein Geschichtsprofessor war ein sehr charismatischer Mann. Was er mich lehrte, ließ mich aufhorchen. Nach Marx spielte der Einzelne immer nur eine untergeordnete Rolle, im Vergleich zu den unpersönlichen Kräften der Geschichte. Das war ein großer Trost für mich: Ich konnte mir mein eigenes Versagen jetzt als Teil eines größeren Ensembles historischer Bewegungen erklären! Ich glaube, ich war der einzige Student an der Business School, der alle Kurse dieses Professors besuchte. Als ich meinen Abschluss machte und gerade als Trainee im Personnel Management bei einer schottischen Firma anfangen wollte, fragte er mich: „Willst Du Manager sein oder Historiker?" „Historiker", antwortete ich ihm,

ohne nachzudenken. Ich wurde sein Doktorand und ging mit ihm an ein neu gegründetes sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut, dessen Leiter er wurde; ich schrieb ein paar Aufsätze und schaffte es schließlich, ein Doktorandenstipendium in Canberra, Australien zu bekommen. Das war 1977.

Grötker: Aber dann sind Sie kein Marxist geblieben.

Chakrabarty: Zu dieser Zeit befasste ich mich mit der Geschichte der Arbeiterklasse. Und irgendwie wurde mir immer deutlicher, dass die eigentliche Frage für mich darin bestand, ob Marx, der für uns so etwas wie ein Filter europäischen Denkens und europäischer Philosophie war, wirklich das adäquate Rüstzeug bot, um auch die Entwicklung der nichteuropäischen Völker zu verstehen.
Und jetzt muss ich noch eine weitere Figur in diese Geschichte einführen: einen langjährigen Kommunisten, der die KP verlassen hatte und nach England ausgewandert war, wo er an der Universität Sussex lehrte: Ranajit Guha. 1970 kam Guha nach Delhi zurück, um dort ein Buch über Gandhi und den gewaltfreien Widerstand zu schreiben. In Delhi freundete er sich mit jungen Maoisten aus meiner Generation an. Und er merkte schnell: die waren an seiner Gandhi-Geschichte nicht die Bohne interessiert. Stattdessen waren sie darauf aus, eine Revolution auf dem Land anzuzetteln. Er ließ sein Projekt fallen und teilte seinem Verleger mit, dass er stattdessen ein Buch über Bauernaufstände schreiben würde.

Grötker: Er richtete sich mit seinen Projekten einfach nach den Interessen der jungen Leute?

Chakrabarty: Guha umgab sich gern mit jungen Leuten – mit Menschen seines Alters kam er nicht zurecht. Und für die Jungen war er eine Art Guru. Als ich für meine Studie über die Geschichte der Arbeiterbewegung nach England fuhr, um dort in Archiven zu recherchieren, verabredete ich mich mit Guha – er sollte im kommenden Jahr an meine Universität nach Australien kommen. Er gab mir ein Manuskript zu einem Buch zu lesen, an dem er gerade schrieb; machte mich mit den Schriften Foucaults bekannt. Das war alles sehr aufregend für mich. Ich war auf der Stelle von ihm eingenommen. Am Ende erzählte er mir von einer Gruppe, die er im Begriff war zu bilden. Und er fragte mich, ob ich mitmachen wollte. Natürlich wollte ich.

Grötker: Und das waren dann die *Subaltern Studies*?

Chakrabarty: Genau. Bis 1980 hatte sich die Gruppe fest installiert. Wir trafen uns einmal im Jahr, in Indien oder in Australien, wo Guha damals lebte, und diskutierten unsere Arbeiten. Wir publizierten gemeinsam eine Reihe von Sammelbänden unter dem Titel „Subaltern Studies“.

Grötker: Guha selbst veröffentlichte 1982 seine Studie über die indische Bauernbewegung.

Chakrabarty: Darin ging es um die Bauernaufstände in den britischen Kolonien im 18. Jahrhundert. Marxistische Historiker hatten immer behauptet, dass diese Unruhen lediglich religiös motiviert waren, aber nicht im eigentlichen Sinne politisch gewesen seien, weil es kein Klassenbewusstsein gegeben hätte. Guha sah das anders. Er zeigte in seiner Arbeit, dass die Art und Weise, wie sich die Bauern kleideten, wie sie redeten und sich verhielten, direkt auf die Verhaltenscodes ihrer Unterdrücker bezogen war. Die Rebellen hatten es darauf abgesehen, sich die Zeichen der Macht anzueignen und sie zu zerstören. Die Zeichensprache, in der all das geschah, war in diesem Fall zwar untrennbar verbunden mit dem, was man als „Religion" oder „Aberglauben" bezeichnet, aber dennoch war es ein politischer Kampf – und Guha hat das gezeigt.

Grötker: Eines Ihrer eigenen Projekte befasst sich mit der Begründung der modernen Geschichtsschreibung im Indien des späten 19. Jahrhunderts, mit den Praktiken und Werkzeugen wie Archiven oder historischen Methoden, die in diesem Kontext entstanden. Inwiefern besteht hier noch ein Zusammenhang zur Frage des politischen Bewusstseins?

Chakrabarty: Ich denke schon, dass die Art und Weise, wie Geschichte verstanden und praktiziert wird, gesell-

schaftlich eine große Rolle spielt – nicht nur für Debatten unter Intellektuellen. Denn Geschichte besteht ja nicht nur aus Fakten. Nehmen Sie die indische Meuterei von 1857 gegen die britischen Kolonialherren. Noch immer kursieren viele verschiedene Erzählungen – insbesondere darüber, welche Rolle Angehörige der unteren Kasten dabei gespielt haben. Einigen von ihnen hat man Ehrenmäler gesetzt. Das geschah auf Initiative von Bürgern. Museen können Ähnliches leisten.

Der große französische Historiker Jacques Le Goff hat einmal gesagt: „Die Rolle des Geschichtswissenschaftlers besteht darin, das Gedächtnis zu korrigieren." Ich hingegen denke: Eine demokratische Gesellschaft sollte in der Lage sein, viele Versionen von Vergangenheit – von der Geschichtsforschung bis hin zum kollektiven Erinnern – zu vereinbaren und dabei eine ungefähre Unterscheidung zwischen Fakten und Meinungen zu treffen. Aber sie sollte auch Raum bieten für die vielfältigen Formen öffentlichen Andenkens, die nicht immer miteinander harmonieren.

Grötker: Als die *Subaltern Studies* sich Anfang der 80er Jahre erstmals einer größeren Öffentlichkeit vorstellten, machten sie auf einen Schlag Furore. Wie erklären Sie sich diesen Erfolg?

Chakrabarty: Wir kamen zur rechten Zeit – obwohl uns das damals gar nicht so bewusst war. Das, was später als „Postkoloniale Theorie“ bekannt werden sollte, befand sich gerade in seinen Anfängen. Edward Said hatte just sein Buch „Orientalism“ veröffentlicht, in dem er behauptete, dass die akademische Auseinandersetzung mit der arabischen Welt und dem Mittleren Osten diese Länder aus einer Position des intellektuellen Snobismus heraus ungewollt herabwürdigt. Benedict Andersons „Imagined Communities“ – eine marxisitsche Kritik des Nationalismus – wurde viel diskutiert. Auch der Kulturtheoretiker Homi Bhabha begann, sich einen Namen zu machen. Und Gayatri Spivak verband die Gedanken der Dekonstruktivisten mit solchen aus den *postcolonial* und *feminist studies*.

Grötker: Woher rührte das Interesse für diese Autoren im Westen?

Chakrabarty: In den USA hatte während der 60er Jahre vor allem das Thema Identitätspolitik auf dem Programm gestanden. Es ging um Bürgerrechtsbewegungen, um die *Native Americans*. Später um Frauen und Schwule. Das alles lag noch in der Luft. Die postkolonialen Theoretiker waren selbst keine direkten Unterstützer der Identitätspolitik. Aber das Vokabular, das sie formulierten, konnte diese älteren Anliegen irgendwie in sich aufnehmen. In England war die Situation ein bisschen anders. Dort entwickelten sich die *postcolonial studies* aus einer Auseinandersetzung mit dem britischen Rassismus heraus. Homi Bhaba und Stuart Hall, ein weiterer postkolonialer Theoretiker, gingen damals mit *Women against Fundamentalism* auf die Straße und trafen sich zu Podiumsdiskussionen am Londoner Institute of Contemporary Arts. Dies war das Umfeld, in dem unsere *Subaltern Studies* Fuß fassen konnten.

Grötker: Noch einmal zurück zur Naxalite-Bewegung. Wie ist es Indien am Ende gelungen, all diese gewaltsamen Auseinandersetzungen zu beenden? In dem Film „Hazaaron Kwashein Aisi” gibt es, am Schluss, eine Szene, in der der Revolutionärs-Freund des Helden eine Art Bilanz zieht. „Der Gutsherr vergeht sich immer noch an dem Bauernmädchen“ sagt er. „Aber jetzt kann er wenigstens dafür bestraft werden.“ Geht es wirklich auf das Konto der jungen Revolutionäre, dass sozial Benachteiligte in Indien heute ihre Rechte stärker wahrnehmen können?

Chakrabarty: Ich glaube, dass das, was wir an Verbesserungen erzielt haben, auf dem Wege demokratischer Reformen zustande gekommen ist. Dadurch, dass Angehörige der unteren Klassen besseren Zugang zu Bildung bekommen haben und ihr Wahlrecht in Anspruch genommen haben, waren ihre Fürsprecher auch stärker im Parlament vertreten. Auf diese Weise haben sich die politischen Kräfteverhältnisse verändert.

JET AIRWAYS
Name CHAKRABARTY
From KOLKATA
To DELHI
FFP no UA005619633 12
CCU HAW
9W 6913 M 03JAN
Date
Time 1730
BOARD TIME-1700 GATE-
E-TK
CHANGE

Der Kalligraph

Toshio Hosokawas Musik spürt der Kostbarkeit des einzelnen Tons nach

Fellow 2008/2009 und 2006/2007

von Claus Spahn

Vor elf Jahren wurde Toshio Hosokawas Streichquartett „Silent Flowers“ bei den Donaueschinger Musiktagen uraufgeführt. Das Stück wirkte damals wie die plötzliche Windstille inmitten eines Sturms. Die Donaueschinger Musiktage sind das weltweit traditionsreichste Festival für zeitgenössische Musik. Seit 1921 trifft sich die Komponisten-Avantgarde jedes Jahr in dem kleinen Schwarzwaldstädtchen, um das Neue in der Neuen Musik zu erkunden. Donaueschingen ist ein lauschiges Festival für sensible Ohrenmenschen, aber auch ein lärmender Marktplatz der Eitelkeiten. Dort werden die ideologischen Hahnenkämpfe der zeitgenössischen Musik ausgetragen und die großen kompositorischen Materialschlachten geschlagen. Eine Uraufführung jagt die nächste. Oft erscheint das Festival wie ein Überbietungswettbewerb für komplizierte kompositorische Verarbeitungstechniken und Strukturtheorien. Toshio Hosokawas Streichquartett aber klang anders. Die Musik des japanischen Komponisten blieb völlig unbeeinflusst vom typischen Donaueschinger Verausgabungsfuror. Als würden sich die Töne in eine Nische zurückziehen, um über sich selbst nachzudenken.

Das berühmte Arditti-Quartett spielte „Silent Flowers“ in einer kleinen Kirche. Man vernahm fein ausgespon-

nene Tonlinien in zartester Bewegung. Aus der Stille hoben sie an und in die Stille sanken sie wieder zurück. Das Streichquartett kam mit weniger Tönen aus als alles andere, was damals bei dem Festival zu hören war. In großen ruhigen Bögen bewegte sich die Musik. Konzentration und Sparsamkeit der Mittel sprach aus jedem Bogenstrich. Und was nicht erklang, schien genauso bedeutsam zu sein wie alles, was erklang. Wer „Silent Flowers“ gehört hatte, spürte, dass hier ein Komponist zu einer unverwechselbaren Musiksprache gefunden hat. Das Stück wirkte über den Uraufführungsrahmen hinaus wie eine eindringliche Gegenrede wider jeden banalen Lärm der Welt. Dem großen Plappern und Plärren setzte es die Kostbarkeit des Einzeltons entgegen.

Hosokawa verbindet mit „Silent Flowers“ die Vorstellung einer Knospe, die sich im Dunklen öffnet: „Ich wollte eine Blume des Klangs komponieren, die in Schweigen erblüht.“ „Möglicherweise“, schreibt Hosokawa, „ist Komponieren eine Handlung, die man ausführt, um die Intensität des Schweigens zu vertiefen und nicht die Intensität der Klänge. Genauso wie die unbemalte, also leere weiße Fläche in der Kalligraphie von großer Bedeutung ist, so ist es in der Musik der leere weiße Raum, der im Sinne des Zen aber gleichzeitig die Fülle der Natur enthält. In ihn möchte ich komponierend eintreten und mit meiner Musik ein Teil der Einheit von Natur und Leere sein.“

Toshio Hosokawa sitzt beim gemeinsamen Frühstück im Wissenschaftskolleg und spricht Deutsch mit einer ruhigen, zart timbrierten Stimme. Gibt es eigentlich einen Zusammenhang zwischen der Art, wie Komponisten sprechen und ihrer Musik? Hosokawa ist 53 Jahre alt, unauffällig, aber stets elegant gekleidet, ein Mann leiser Auftritte und ruhiger, geschmeidiger Bewegungen, sein japanisches Lächeln stattet er mit einer herzlichen Wärme aus. Einfache, klare Worte wählt er, wenn er über seine Musik spricht. Oft sagt er: „Das finde ich schön“, und lauscht dem Satz anschließend schweigend noch ein bisschen nach. Schlichte Schönheit – das ist etwas, was seiner Musik manchmal zum Vorwurf gemacht wird. Die Kompositionen operierten mit naiven Bildvorstellungen, heißt es dann, sie seien strukturell zu anspruchslos, gäben sich zu weltabgewandt, besäßen zu wenig Ich-Stärke. Solche Kritik läuft freilich ins Leere, denn Hosokawa ist gar kein Komponist, der das Künstler-Ego in sich permanent füttert, er schreibt keine Durchführungsmusik in streng abendländischer Tradition.

Das Gespräch dauert keine zehn Minuten und Hosokawa macht, um seinen Komponieransatz zu erklären, die gemessenen, weit ausholenden Armbewegungen, die er einst bei einem Zen-Meister für Kalligraphie in Tokio studiert hat. Der Kalligraph führe seinen Tuschepinsel mit Mut und Entschiedenheit durch die Luft, lange bevor das Pinselhaar das weiße Papier berühre und er setze die Bewegung fort, nachdem sich der Pinsel wieder vom Papier gelöst habe. Was man in schwarzer Tusche auf dem Weiß sehe, sei nur der kleine, sichtbare Teil eines viel umfassenderen Malaktes. Bezogen auf seine

Musik bedeutet das: Seine Phrasierungen beginnen, bevor der erste Ton erklingt und enden erst, wenn nichts mehr zu hören ist. Die Körperlichkeit der Gesten, die Energie, die sich in ihnen aufbaue, sei ihm wichtig, sagt Hosokawa. „Die Ratio kommt später." Wie der Zen-Meister die Luft in sein Malen einbezieht, so komponiert der Japaner mit der Stille. „Meine Musik ist Kalligraphie, ich male sie in die Zeit und in den Raum." Auch die großbogigen Verlaufsformen in seinen Stücken erklärt er mit Zen: Sie glichen dem unendlich langsamen Einatmen und Ausatmen in den Meditationsübungen der Zen-Mönche. Diese seien in der Lage auszuatmen bis an die Schwelle zum Tod und ihr Einatmen sei die Rückkehr ins Leben vom Punkt des Todes. In den gleichen kreisförmigen Spannungsbögen, Denkbögen, Empfindungsbögen bewegt sich auch seine Musik – zwischen eingeatmetem und ausgeatmetem Leben.

Wer Toshio Hosokawa reden hört, könnte den Eindruck gewinnen, einen strengen, altjapanischen Traditionalisten vor sich zu haben. Aber das Gegenteil ist der Fall. Hosokawa musste sich erst sehr weit von den musikalischen Wurzeln seiner Heimat entfernen, um sie für sein Schaffen fruchtbar machen zu können. Sein Großvater war ein Ikebana-Lehrer, seine Mutter spielt die japanische Wölbbrett-Zither Koto. Aber Hosokawa interessiert sich als Jugendlicher nur für die westliche klassische Musik, die in seinen – wie in den Ohren vieler Japaner – viel moderner und weltoffener klingt als die vermeintlich verstaubte und altmodische traditionelle japanische Musik. Seit seinem vierten Lebensjahr spielt er Klavier, als Fünfzehnjähriger kommt er mit Musik des 20. Jahrhunderts in Berührung. Der Dirigent Seiji Ozawa, den er verehrt, hat eine Schallplatte mit Olivier Messiaens „Turangalila-Symphonie" und den „November Steps" des japanischen Komponisten Toru Takemitsu aufgenommen. Hosokawa will Komponist werden. Er geht nach Berlin, um bei Isang Yun zu studieren. Der koreanische Professor weist ihm den Weg in die westliche atonale Musik: „Ich wusste", sagt Hosokawa, „dass ich das lernen muss, sonst komme ich nicht weiter".

Sein zweiter wichtiger Lehrer wird Anfang der achtziger Jahre in Freiburg im Breisgau der Schweizer Klaus Huber, ein Mentor von großer Offenheit und weitem Horizont. Schließlich ließ er sich von Helmut Lachenmann beraten, der streitbaren Leitfigur der Neue-Musik-Szene. Einer, der so konsequent wie kaum ein zweiter die Traditionen und Konventionen des Komponierens hinterfragt. Sowohl Yun als auch Huber und Lachenmann ermutigen den Studenten, sich auf seine kulturellen Wurzeln zu besinnen. „So kam es", sagt Hosokawa, „dass ich mich der japanischen Musik mit den Ohren der westlichen Avantgarde zugewandt habe."

Hosokawa wird, was man klischeehaft einen „Grenzgänger zwischen Ost und West" nennt. Er lebt und unterrichtet in Nagano, verbringt aber bis zu fünf Monate im Jahr in Europa, weil seine Musik dort auf ein viel größeres Interesse stößt als in Japan. Die Europäer nehmen irritiert das genuin Japanische in seiner Musik

wahr und die Japaner wiederum sind irritiert von dem Fremden, dem Anderssein, das den Werken aus ihrer Sicht innewohnt. „In meinem Heimatland“, sagt Hosokawa, “befindet sich die Musikkultur in einer traurigen Situation.“ Die fundierte Kenntnis der japanischen Traditionen sei im Bewusstsein der Allgemeinheit stark geschwunden. Traditionelle Musik würde nur noch in einer altmodisch engen, feudalistischen Welt gepflegt, in der es schwer falle, frei zu atmen. Gleichzeitig beschränke sich die Adaption westlicher Musik weitgehend auf Rock- und Popmusik. Der Zugang sei oberflächlich und ohne tiefer gehendes Verständnis. Bei seinem Gesprächskonzert im Wissenschaftskolleg gibt er ein paar Hörbeispiele der verunglückten japanischen Westmusikliebe: „Hey Jude“ von den Beatles und Puccinis „Nessun Dorma“ in fernöstlicher Pop-Klangsauce, immerhin arrangiert vom Mitglied einer ehrwürdigen Gagaku-Musikerfamilie. Das Publikum muss lachen. Hosokawa lacht mit. Aber er sagt auch: „Ich schäme mich für diesen Kitsch.“ Umgekehrt sind die Vorstellungen von japanischer Musik im Westen oft nicht minder klischeehaft. Dazwischen bewegt sich Hosokawa.

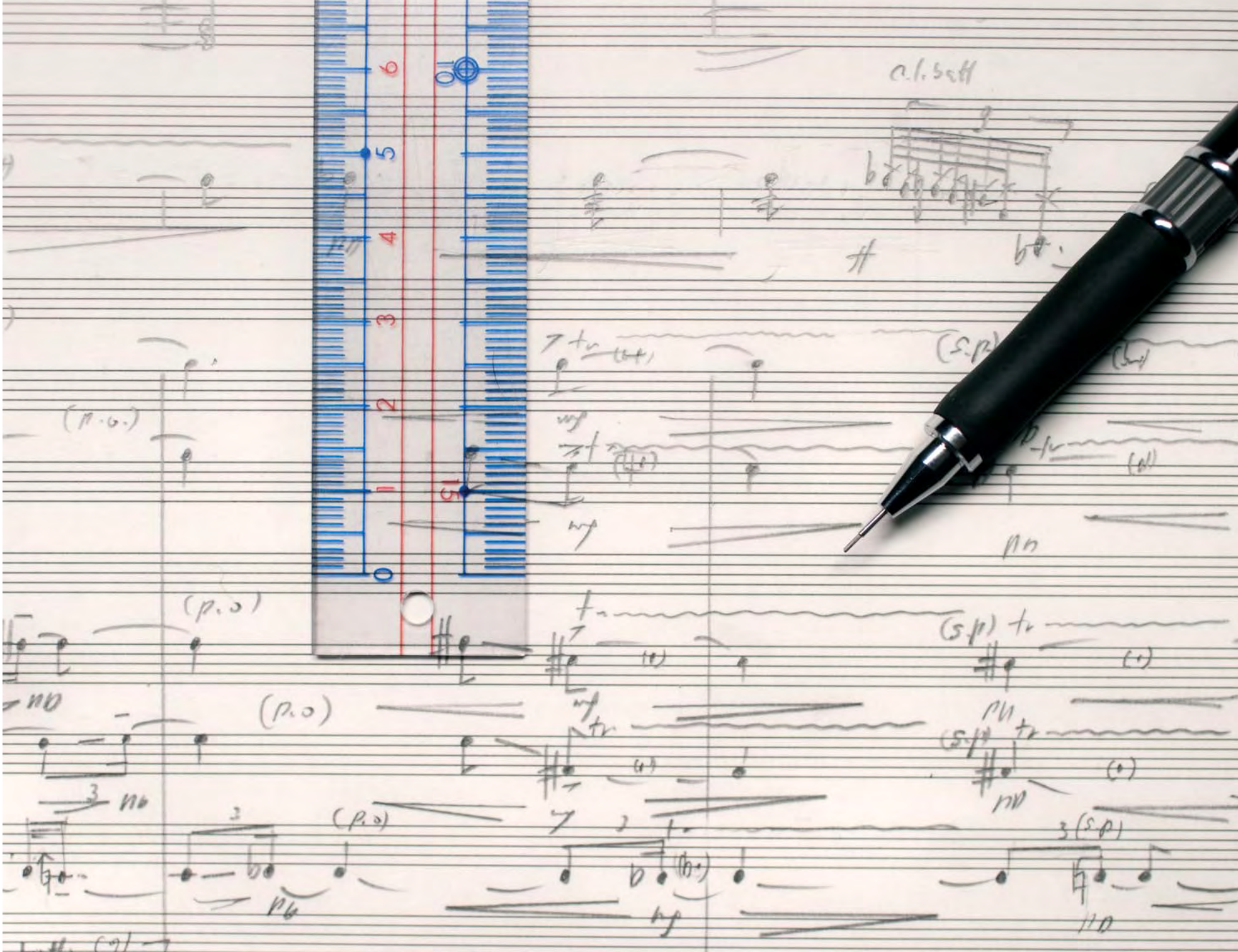
Seine Werke haben nichts vom esoterischen New-Age-Appeal, der bei der Generation Wellness im Westen derzeit so stark in Mode ist. Dafür wohnt ihnen eine viel zu querständige Behauptungskraft inne. Der Einfluss von Helmut Lachenmann, der ihm als *composer in residence* am Wissenschaftskolleg vorausgegangen ist, ist größer als man beim flüchtigen Hören ahnt. Hosokawa befragt den Klang mit ähnlich analytischer Schärfe des Geistes wie sein Mentor und Freund. Alles erscheint skrupulös bis in die feinste Nuance reflektiert und reflektiert empfunden, bevor es zu Papier gebracht wird. Dem „Genau-und–nur–so!“, das in Lachenmanns *musique concrète instrumentale* aus jedem Geigenknarzen und jeder tonlosen Wischgeste, aus jedem Klappengeräusch einer Klarinette und jedem hinter dem Cellosteg erzeugten Oberton tönt, entspricht bei Hosokawa die Präzision, mit der er ein mikrointervallisch verzittertes Streichermotiv ausarbeitet oder den Atemhauch eines Flötentones oder das einsame Flageolett einer Gitarre oder das in die Stille auslaufende Decrescendo eines Koto-Tones.

Hosokawa kombiniert japanische mit westlichen Instrumenten, mischt die Klangfarben von Sho, Koto oder Shakuhachi mit denen eines Streicherensembles, eines Akkordeons oder einer Gitarre. Er arbeitet sich ab an den Gattungen der abendländischen Kunstmusik wie dem Streichquartett, dem Solokonzert oder dem Oratorium und führt sie, indem er sie japanisch denkt, auf das freie Feld des Neuen. Ist Toshio Hosokawa auf seine Weise nicht genauso emphatisch dem Neuen verpflichtet wie Helmut Lachenmann? Einem Neuen, das im Überlieferten wurzelt, dieses aber aufbricht und weiterführt?

Anders kann man die Hosokawaschen Großprojekte nicht deuten, die er sich für die nächsten Jahre vorgenommen hat. So hat er ein Konzert für die japanische Bambusflöte Shakuhachi komponiert, das beim diesjährigen Leipziger Bachfest uraufgeführt wird. In die Schöpfungsmythen verschiedenster Kulturen vertieft er

sich während seiner Fellowzeit am Wissenschaftskolleg, weil er – wie einst Joseph Haydn – ein Oratorium über die Schöpfung komponieren will. Es ist ein Kompositionsauftrag des *Mahler Chamber Orchestra* für die Dresdner Frauenkirche, die ihn als Konzertort auch durch die Parallelen zu seinem Geburtsort Hiroshima interessiert. Hosokawas Eltern haben den Atombombenabwurf erlebt. Der Vater habe Seelenheilung von der Katastrophe durch die intensive Hinwendung zum Naturschönen gesucht und seinen Sohn dabei gerne an seiner Seite gewusst. „Meine Eltern suchten Herzenstrost in der regenerierenden Kraft der Natur“, sagt der Komponist, „und wollten mich in deren Fülle zu einem Menschen erziehen, der für den inneren Reichtum der Natur sensibel ist.“

Kühn auch erscheint das Musiktheaterprojekt, das in zwei Jahren an der Brüsseler Oper seine Uraufführung erleben soll. Es ist der Versuch, das jahrhundertealte, minutiös durchritualisierte und in seiner zeremoniellen Stilisierung zutiefst erstarrte No-Theater neu zu fassen. Hosokawa hat sich einen der bekanntesten No-Stoffe – „Matsukaze“ (Kiefernwind) – vorgenommen, hat ein Libretto auf der Basis der alten Texte schreiben lassen und komponiert die Musik neu. Die Berliner Choreographin Sasha Waltz wird das Theatralische und Tänzerische neu formen. Den Europäern mag dieses Projekt sehr asiatisch vorkommen. Für die Japaner hat es die ästhetische Sprengkraft einer Oper von Helmut Lachenmann.


a.l.sett
(p.o.)
(p.o)
(p.o)
(p.o)
(s.p)
(s.p)
(s.p)
3(s.p)
mp
mf
mp
mp
mp

Früchte des Fellowdaseins

Der Jurist Alain Supiot war vor zwölf Jahren Fellow am Wissenschaftskolleg. Sein Aufenthalt in Berlin hat ihn dazu angeregt, selbst ein Institute for Advanced Study zu gründen

Fellow 1997/1998

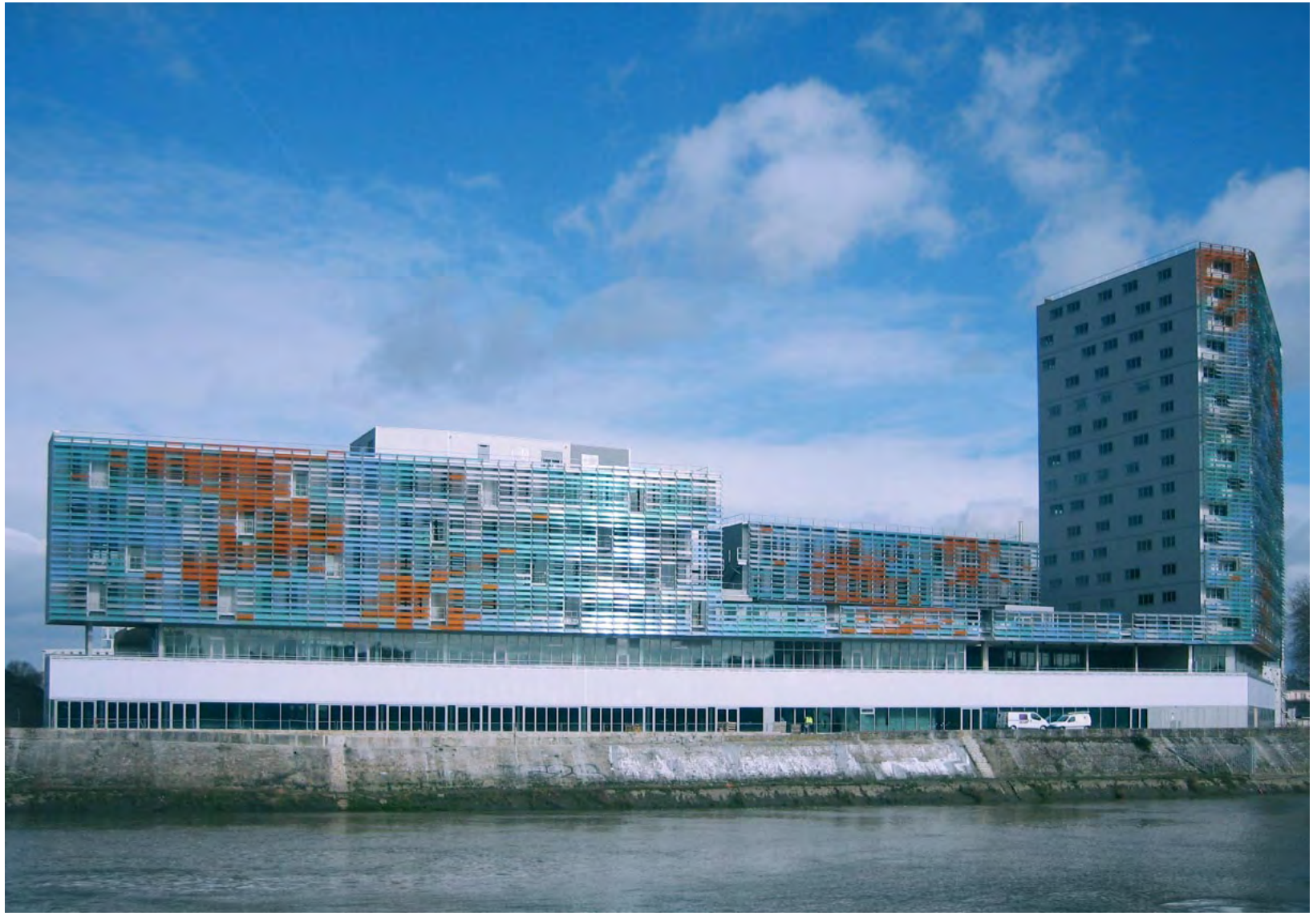
von Ralf Grötker

Ein „Institut d'Études Avancées" – „Institut der fortgeschrittenen Studien"? „Fortgeschritten worin?", hätte sie sich gefragt, als sie den Namen das erste Mal hörte, erzählt eine der Wissenschaftlerinnen am neuen Institut d'Études Avancées (IEA) in Nantes.

Alain Supiot erstaunt eine solche Reaktion nicht. Er ist der Gründer und Leiter des neuen Instituts. Und er geht nicht davon aus, dass ein „IEA" sich unbedingt von selbst versteht. Deswegen hat er herumgefragt, welchen Eindruck der Name im Ausland macht. Auf seine Bitte hin brachte ein Freund das Anliegen der *Académie Africaine de Langues* in Bamako, Mali vor. Der Übersetzungsvorschlag, der von dort kam, lautete auf afrikanisch: „Maison de savoir à approfondir" – Haus des Wissens, welches es zu vertiefen gilt. „Wir sehen uns selbst in Bewegung, im Fortschritt begriffen. Die Afrikaner kreuzen eher auf und ab, bohren in die Tiefe", sagt Supiot. Solche Unterschiede, glaubt er, sind nicht belanglos. „Die Sprache ist die dogmatische Grundausrüstung einer Gesellschaft." Dogmatisch soll heißen: Etwas, das man nicht beweisen kann und muss. Etwas, das als gegeben vorausgesetzt wird. Eine Festlegung, die erst die Freiheit des Ausdrucks ermöglicht. „Die Sprache ist sogar der Archetyp dieser Art von Gegebenheiten. Deshalb spricht man auch von so etwas wie der „Sprache des Rechts" oder der „Sprache der Gewalt".

So schnell ist man mit Supiot im programmatischen Fahrwasser. Denn Grund-Gegebenheiten oder, wie der Jurist Supiot lieber sagt, „Dogmen", sind der Gegenstandsbereich dessen, was man als sozial- oder humanwissenschaftliche Grundlagenforschung bezeichnen könnte. Genau das, was man auch als den Aufgabenbereich eines „IEA" bezeichnen kann.

Große Worte sind das. Dennoch wird man Alain Supiot, der einer der renommiertesten Arbeitsrechtler in Frankreich ist und sich zudem, vor allem mit seinem Buch „Homo Juridicus" (2007) und dem unter seiner Regie entstandenen Report „Beyond Employment: Changes in Work and the Future of Labour Law in Europe" (2001) auch international als Rechtsphilosoph und -soziologe einen Namen gemacht hat, nicht gerecht, wenn man ihn



nur als Theoretiker sieht. Ebenso ist er ein Mann der Praxis. Als sich betont informell gebender Conferencier und Gastgeber schlägt er einen so heiteren und unangestrengten Ton an, dass sich vom ersten Moment an ein Zustand entspannter Aufmerksamkeit einstellt. Als besorgter Herbergsvater kümmert sich Supiot um Fragen aller Art: Welche Möbel wo? Kamingitter: ja oder nein? Was für Tageszeitungen sollen abonniert werden? Oder aber: Woher bekommt man ein gutes Catering?
Vor allem aber ist Supiot ein einflussreicher Wissenschaftsmanager. Oder, wie man besser sagen sollte: ein akademischer Entrepreneur. Er selbst, der sogar das Schild „Directeur“ an seiner Bürotür entfernt hat, würde das vermutlich so niemals sagen. Auf jeden Fall ist Supiot ein Mann der Kommissionen, Gremien und Arbeitsgruppen. Vorsitzender, meistens. Und auch, wenn er alles andere als den Eindruck eines Machtmenschen vermittelt: Was unter seiner Leitung beschlossen wird, geschieht.

Ende der 90er Jahre saß Supiot als Präsident dem damaligen *Conseil National du Développement des Sciences Humaines et Sociales* vor. Der 2001 publizierte Abschlussbericht empfahl der Regierung eine Reihe von Maßnahmen, darunter die Gründung eines Institut d’Etudes Avancées, einer „pépinière“, einer Art „Pflanzschule“ zum Aufbau und zur Pflege internationaler Netzwerke der Forschung. Sie sollte die langsame pflegliche Entwicklung wissenschaftlicher

Kooperationen und Projekte erlauben und eine Gegeninitiative zum landläufigen industrieartigen Wissenschaftsbetrieb darstellen, der allzu häufig die eigenen Grundlagen vernachlässigte. Es sollte also ein Institute for Advanced Study in Paris entstehen – nach dem Vorbild von Princeton und dem Wissenschaftskolleg in Berlin, welches Supiot 1997/98 als Fellow kennen gelernt hatte.
„Massenuniversitäten, wie wir sie heute nicht nur in Frankreich, sondern überall in Europa haben, sind große, träge Maschinen", meint Supiot. „Außerhalb von Verwaltungssitzungen und Kolloquien, in denen Wissenschaftler vor Fachkollegen ihre neuesten Arbeiten zur Diskussion stellen, findet kaum noch ein Gespräch statt – obwohl gerade der informelle Austausch eine wichtige Rolle für die Kreativität spielt. Die Historikerin Françoise Waquet, im gleichen Jahr Fellow des Wissenschaftskollegs wie ich, hat über die Rolle der Mündlichkeit in der wissenschaftlichen Arbeit von der Renaissance bis heute geschrieben. Diese Mündlichkeit etwas wiederzubeleben, erscheint mir eine der dringlichsten Aufgaben für ein IEA."
Tatsächlich wird diese Form des Austausches, ob zwischen Forschern verschiedener Fächer oder verschiedener Kontinente, aufgrund der immer stärkeren Parzellierung des Wissens zunehmend schwierig. Zu Zeiten Goethes oder Leibniz' mag es noch möglich gewesen sein, sich als Universalgelehrter eine Übersicht über den allgemeinen Stand der Forschung zu verschaffen. Die Menge des weltweit verfügbaren Wissens ist aber mittlerweile auf diese Weise nicht mehr zu bewältigen. Abhilfe, die man ersonnen hat, um den Zusammenhalt zu stärken, funktioniert nur eingeschränkt. Die viel gelobte Interdisziplinarität zum Beispiel: Überall dort, wo man versucht hat, diese von oben herab zu verordnen, hat dies nur dazu geführt, dass alle möglichen Forschungsarbeiten sich als 'interdisziplinär' ausgeben, um Forschungsgelder zu erhalten – „während jemand, der wirklich fachübergreifend arbeitet, wie etwa vor einem halben Jahrhundert der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, es heute immer noch schwer haben würde, eine Professur zu bekommen", meint Supiot.

Der oben erwähnte Bericht geht auf diese Fehlschläge des Unterfangens 'Interdisziplinarität' detailliert ein. Daraus hervorgegangen ist das „Programme Blanc", welches sich gezielt an Projekte richtet, die thematisch und disziplinär schwer zu verorten sind. Heute ist es ein fest etabliertes Förderinstrument der *Agence Nationale de la Recherche (ANR)*. Auch der Vorschlag der Gründung eines Institute for Advanced Study wurde schließlich akzeptiert. Nur die Ausführung erfolgte nicht so rasch, wie Supiot sich das vorgestellt hatte. Als der Bürgermeister von Nantes ihm vorschlug, ein solches Institut in Nantes aufzubauen, stimmte er sofort zu.
Nun kann man sehen, was daraus geworden ist. Jeder kann es sehen. Der in Form und Farbe – silber-orange – markant-merkwürdige Neubaukomplex des IEA liegt, in Fußnähe zur Innenstadt, direkt an der Loire und ist weithin sichtbar. Im gleichen Gebäude befindet sich die

Maison des Sciences de l'Homme Ange-Guépin: eine Einrichtung, die bereits 1993 und – nicht verwunderlich – ebenfalls auf Betreiben von Alain Supiot gegründet wurde. Forscher vor allem aus der Region Nantes können hier Seminare, Colloquien und andere gemeinsame Projekte durchführen, für die die Universität keinen Raum und keine Mittel bietet. In Frankreich ist das offenbar übliche Praxis: Anstatt die Universität zu reformieren, gründet man Parallel-Institutionen, die als Verstärker fungieren.

Der Platz, wo heute das IEA und die Maison des Sciences de l'Homme ihr neues Domizil bezogen haben, war früher das Zuhause der „Kanarien": des Football Club de Nantes mit seinen gelben Trikots. An der Stelle, wo sich einst die Südtribüne des Stadions befand, in dem der Verein in seinen ruhmreichen Zeiten in den 60er und 80er Jahren sechs seiner acht Championtitel errang, steht heute das Institutsgebäude. Die flussabgewandte Gebäudeseite blickt über das Spielfeld auf die Nordtribüne. Sie wurde als Andenken erhalten.
Ein Zufall ist diese Lage keineswegs. Denn dass der Bürgermeister von Nantes sein Vorhaben den Abgeordneten schmackhaft machen konnte, hatte nicht zuletzt stadtplanerische Gründe. Das IEA, in dessen Erdgeschoss am Flussufer ein Restaurant einziehen soll, bildet eine Art Zwischenstopp auf dem Weg in die neuen Stadtquartiere, die im Zuge des Projekts „Euronantes" – eines der größten Stadtsanierungsvorhaben Frankreichs – gegenüber auf der Loire-Insel sowie auf der stadtabgewandten Seite des Bahnhofs entstehen. Das französische Entsorgungsunternehmen *Veolia*, das mit einer Spende von zwei Millionen Euro übrigens Hauptsponsor des als Stiftung öffentlichen Rechts gegründeten IEA ist, plant in Euronantes eine Niederlassung mit 350 Mitarbeitern. Andere Unternehmen wie *Cap Gemini, Vinci Construction, Ernst and Young* oder die *CIC Banque CIO* haben sich ebenfalls in der Nachbarschaft angesiedelt.

Architektur und Stadtentwicklung sind das eine. Für Nantes aber – eine Stadt, die sich in einem regelrechten Identitätsloch befand, denn sie war weder Provinzkapitale wie das nahe gelegene Rennes, noch fand sie ihre Bedeutung in einer Rolle fürs Umland – war in der jüngsten Vergangenheit etwas anderes noch viel wichtiger: Identitäspolitik. Jean-Marc Ayrault, der gefeierte Bürgermeister und zugleich Fraktionsvorsitzende der *Parti Socialiste (PS)* in der französischen Nationalversammlung, hat es geschafft, der vor allem durch die Schließung der Werften in den achtziger Jahren arg gebeutelten Industriestadt zu neuem Selbstbewusstsein zu verhelfen.

„Das wichtigste Identitätsmerkmal der Stadt ist wahrscheinlich die Kultur", meint Anne-Cécile Mercier. Die junge Generalsekretärin des IEA war zuvor für Jean-Louis Gentiles tätig, den Berater des Bürgermeisters. Dass sie dorthin gelangt war, hatte wiederum etwas mit Alain Supiot zu tun. Mercier war, als Dozentin für Jura an der Universität Nantes, Supiots ehemalige Kollegin

gewesen, bevor sie sich entschied, der akademischen Karriere den Rücken zu kehren.
Die Kultur, von der Mercier spricht: das sind Festivals wie *Les Allumées* oder *La Folle Journée*. Biennalen. Das in den 68er Jahren gegründete Straßentheater *Royal de Luxe,* das sich auf dem ehemaligen Werftgelände mit einem gigantischen Phantasie-Maschinen-Park niedergelassen hat, oder auch das *Lieu Unique* mit seinem minaretthaften Türmchen – ein Kulturzentrum in den ehemaligen Hallen der Butterkeks-Fabrik *LU*. Dazu kommen tausend Hektar Grünflächen und Plätze. Eine nicht nur schmucke, sondern auch belebte Altstadt samt frisch renovierter Kathedrale und Burg-Schloss. Eines der modernsten Trambahnsysteme Frankreichs. Die Nähe zum Atlantik. Und der TGV, mit dem man binnen zwei Stunden in Paris ist. All dies hat die Attraktivität der Stadt enorm gesteigert. Heute wird Nantes bei Umfragen regelmäßig als "lebenswerteste Stadt Frankreichs" bezeichnet. Die Einwohnerzahl wächst. Und auch wirtschaftlicher Erfolg hat sich eingestellt: in den letzten zehn Jahren hat Nantes knapp 70.000 Arbeitsplätze hinzugewonnen. Acht von zehn Jobs der ehemaligen Industriestadt finden sich heute im Dienstleistungsbereich.

Eine glänzende Geschichte ist dies. Und sie ist beeindruckend präsent. Nantes ist eine Stadt, in der Autos anhalten, wenn ein Fußgänger die Straße überqueren will, in der öffentliche Plätze nicht verwahrlosen, sondern von Jugendlichen zum Fußballspielen oder für halsbrecherische Breakdance-Aufführungen genutzt werden. Kurzum: eine Stadt, für die ihre Bürger einen gewissen Stolz empfinden. Fragt man allerdings nach, trifft man auf eine zwiespältigere Haltung. Die glänzende Geschichte hat nämlich durchaus auch ihre nicht so glänzenden, um nicht zu sagen schwarzen, Kapitel. Und auch wenn diese bereits etwas zurückliegen, die Erinnerung daran ist allgegenwärtig. Im ausgehenden 17. Jahrhundert war Nantes eine der Hauptstädte des europäischen Sklavenhandels. Von hier liefen Schiffe mit billiger Handelsware aus, mit der in Afrika Sklaven eingekauft wurden, welche wiederum auf den Antillen gegen Zucker, Kakao, Kaffee und Tabak getauscht wurden. Im 18. Jahrhundert kontrollierte Nantes fast die Hälfte des gesamten französischen Großhandels.

Vor diesem Hintergrund wird erst deutlich, warum die Einrichtung eines IEA in Nantes (das sich auf der Webseite übrigens nicht nur auf Französisch und Englisch, sondern auch auf Arabisch präsentiert) nicht nur als ein forschungsstrategisches und stadtplanerisches Unterfangen zu begreifen ist, sondern vor allem auch als ein politisches Projekt. „Der Bürgermeister befürchtete, dass die Öffnung und geopolitische Neupositionierung Europas die Sozialisten spalten könnte“. So spricht Jean-Louis Gentiles, ein strahlender, selbstsicherer Mann, ständig: „Der Bürgermeister befürchtete. Der Bürgermeister dachte. Der Bürgermeister wollte.“ Nie sagt er, von dem die Leute als „graue Eminenz“ oder dem „Gehirn des Bürgermeisters“ sprechen: „ich“. Wie dem auch sei,

irgendwie kam „dem Bürgermeister“ die Idee, dass eine Forschungseinrichtung, welche sich ausdrücklich der Vermittlung des Nord-Süd-Dialogs widmet, „helfen könnte, eine immer undurchsichtiger werdende Welt zu verstehen und Ängste zu beschwichtigen“, so Gentiles.

Das war also der Plan. Ihm ist man bis ins Detail gefolgt. Joachim Nettelbeck, der Sekretär des Wissenschaftskollegs, ein weiterer wenig sichtbarer Helfer, der mit Supiot die Leidenschaft teilt, Ideen in Institutionen zu verwandeln, hat die Entstehung der Schwesterinstitution über Jahre hinweg so intensiv begleitet, dass er in der „Allée Jacques Berque“ eigentlich schon mit dazugehört. „Allée Jacques Berque“ heißt die neu angelegte Stichstraße, die zum Institut führt. Berque war ein aus Algerien stammender Soziologe und Islamwissenschaftler, spezialisiert auf die Ent-Kolonialisierung von Algerien und Marokko. Die Hälfte der „résidants“ – so heißen die Gäste am IEA, die überall sonst „Fellows“ genannt werden – stammt aus Ländern wie Brasilien, Indien, Japan oder aus Afrika. Es sind Kultur-Übersetzer, die hier versammelt sind. Wissenschaftler, die auf sehr individuelle Weise einen Weg zwischen den Extremen suchen: der totalen Anpassung an die westliche akademische Kultur auf der einen Seite und einem absoluten Beharren auf der eigenen Identität auf der anderen Seite. Dabei geht es vor allem darum, Differenzen überhaupt erst sichtbar werden zu lassen. Das ist sehr viel härtere Arbeit als der oftmals mit rhetorischem Überschwang geforderte Brückenbau.

Einer der résidants am IEA Nantes befasst sich mit einer Anthropologie der Migration; ein anderer mit Wandel und Unterschieden des Verständnisses von Staatsbürgerschaft in Frankreich und den ehemaligen afrikanischen Kolonien. Ein Philosoph aus Japan (einem Land, dessen Philosophiegeschichte erst im 20. Jahrhundert mit Importen aus dem Westen begann) arbeitet an einer „Geschichte des medizinischen Denkens“: einer Interpretation der ärztlichen Praxis in Japan mit den Mitteln der von dem deutschen Philosophen Heidegger inspirierten französischen Gegenwartsphilosophie. „Die eigne Kultur steht immer im Austausch, immer zur Disposition“, betont Nkolo Foe, Philosoph aus Kamerun, der in einem halbstündigen Crash-Kurs erläutern kann, wie sich das afrikanische Denken der Gegenwart seit dem 17. Jahrhundert aus dem Import und der steten Auseinandersetzung mit Aufklärung, Romantik und Marxismus entwickelt hat. Gerade die Vernunft, glaubt er, sei alles andere als die Basis für Ansprüche auf Universalität. „Die Vernunft und das Befreiungspotenzial, welches einzig das Denken bietet, sind Grund dafür, dass es eine Verschiedenheit der Kulturen gibt. Bei Tieren gibt es so etwas nicht.“

„Wenn man sich allzu imperial gebärdet, wird man zum Idioten. Im etymologischen Sinne: Man wird eigenartig“, fügt Supiot hinzu. Sich selbst hingegen nicht immer als Mittelpunkt zu betrachten, sozusagen klein zu werden, heißt: intelligenter werden. Jedenfalls hoffe ich das.“

Letter from Berlin

Vier Brieffragmente

Fellow 2008/2009

von Juri Andruchowytsch

Erstens: Das Territorium der Schmetterlinge

Es ist gut, ein neues Buch an einem neuen Ort zu beginnen – an einem anderen Ort, in einem anderen Land. Ich schreibe ganz bewusst „anderer“, nicht „fremder“, ist Berlin mir doch schon lange nicht mehr fremd. Ich liebe es vor allem für das besondere Gefühl der Leichtigkeit und Offenheit, dank dessen mir in Berlin alles gelingt. Man übergibt mir in Berlin den Wohnungsschlüssel, und er erweist sich als der Schlüssel zur Stadt. Manchmal sogar zur Welt.

Außerdem liebe ich es für seine Vielfältigkeit. Das liegt nicht einmal daran, dass diese in zwei Hälften geteilte Stadt es einfach nicht schafft, richtig zusammenzuwachsen, obwohl die letzten Mauerreste längst abgetragen sind. Es liegt an den städtischen Szenerien – einige beeindrucken durch ihr fast schon Schweizer Niveau an Wohlstand, andere durch typisch postkommunistischen Verfall. Was könnte Marzahn und Dahlem in einem gemeinsamen Organismus vereinen? Manchmal scheint es, als gäbe es Dutzende von Berlins, jedes mit seinem eigenen Charakter. Und in einem dieser Berlins habe ich mich jetzt niedergelassen. Nicht Dahlem, aber ganz nahebei: Grunewald.

Jedes meiner Bücher hängt in erschreckendem Maße von der Szenerie vor meinem Fenster ab. Vor ein paar Jahren war es das Café Dollinger, an der Ecke Leonhardstraße und Stuttgarter Platz. Heute gehen meine

Fenster auf den Herthasee, so dass ich jetzt wenigstens weiß, woher der Name des Westberliner Fußballclubs kommt. Ich habe mich sofort in die neue Welt vor meinem Fenster verliebt – die hundertjährigen Bäume, den Kanal, der den Herthasee mit dem Koenigssee verbindet – in seine erfüllt-dunklen Wasser vor allem, geeignet, beinahe mythologische Assoziationen zu wecken.
An einem der ersten Tage zelebrierte ich ein geliebtes Ritual, das ich „den Ort versuchen" nenne. Der Grunewald ist für meditative Spaziergänge genauso gut geeignet wie für Erkundungen mit dem Fahrrad. Er hat etwas von einem Schutzgebiet, und wenn die Zeit in ihm vielleicht auch nicht ganz stehen geblieben ist, so hat sie sich doch stark verlangsamt. Der Grunewald verharrt überwiegend in seinen Ursprüngen – der Belle Epoque der Jahrhundertwende, auch fin de siècle genannt, das so unerwartet (für wen – die heutigen Historiker?) mit dem Ersten Weltkrieg abbrach. Der Grunewald selbst ist Belle Epoque, künstlich und abgeschnitten von der realen Epoche, ideal und elitär, mit Villen und Anwesen, erstarrt in sich selbst und auf altmodische Weise total bourgeois. Irgendwo hier ist Ende der 1920er Jahre vielleicht der junge Nabokov spaziert – in Shorts, mit Panamahut und Netz. Hier war es, wo er neue Schmetterlinge für seine Sammlung fing. Der Grunewald ist das Territorium der Schmetterlinge: Seen, Kanäle, Wiesen, Bäume, parkähnliche Gärten. Gut, dass ich hier bis zum Frühling wohnen und sogar ein Stück vom Sommer mitbekommen werde.

Zweitens: Gleis 17

R.T., ein extrovertierter und exzentrischer Kollege aus dem Kolleg, fragte: Do you know the German word Leichenhalle? Er dachte an die extreme Ruhe des Grunewalds, an seine besondere Stille, die bourgeoise Langeweile des Vororts. Aber heraus kam eine Anspielung auf entsetzliche historische Geschehnisse. Wie wenn du irgend etwas ganz Neutrales sagen willst, zum Beispiel Gleis 17, Bahnsteig Nummer so und so, nicht mehr, und es klingt „Holocaust" darin nach.
Jener alte „ideale" Grunewald war eine Kolonie der begüterten und ungewöhnlich begüterten Menschen, eine elitäre Insel der Erfolge und des Wohlstands. Seine Bewohner geboten über Finanzen und Fabriken, verlegten Zeitungen, publizierten politisch-philosophische Essays, saßen im Reichstag, deklamierten in Salons und Altanen russische und französische Poesie, unterstützten Theater, Fußballvereine und linke Gruppierungen, malten kubistische Bilder, schufen die Grundlagen für die neue chemische und die Kinoindustrie, drehten Stummfilme, hielten Operettensoubretten und Balletttänzer aus, luden zu Empfängen und Diners mit Regierungsmitgliedern, Diplomaten, Schauspielerinnen und Schriftstellern, veranstalteten Picknicks, diskutierten über Anthroposophie, experimentierten mit Architektur, Tanz und Sex – kurz gesagt, eigenständige Menschen, von denen jeder behaupten konnte, es im Leben zu etwas gebracht zu haben.

четвер:

3 поетів-учасників

мікрофон

сцена

мікрофон на стійці

2 особи

Я

Сидор

мікрофон

Сидор

мікрофон

завтраки!

субота:

Рожамайр

Ясибенко

Сидор

мікрофон

мікрофон на стійці

Просасько

Я

мікрофон

сцена

Сол з столики (окремий

1 мікрофон

Das, was ab 1933 mit ihnen geschah, kann man als allmähliche, aber immer deutlichere und schmerzhaftere Einschnürung begreifen. Eines Tages begannen sie zu verstehen, dass sie unaufhaltsam zum Objekt wachsenden Hasses wurden, dass dieser Hass sich wie ein Feuer unter immer zahlreicheren Massen ihres Landes ausbreitete, noch ein bisschen – und diese Massen fordern Vergeltung. Das Dasein als solches wurde eingeschnürt – erst die Verringerung der Möglichkeiten, dann die totale Unmöglichkeit von allem. Die Einschnürung begann mit minimalen Unbequemlichkeiten, zum Beispiel dem Verbot, Hunde auszuführen, und endete mit dem Abtransport in die Todeslager – von Gleis 17 des Bahnhofs Grunewald.
Das Entsetzen, das sich in diesen Wohnungen und Villen in den 1930er Jahren verdichtet und konzentriert hat, ist mit keinem physikalischen Apparat zu messen. Wenn es aber solche Apparate gäbe, dann würden sie noch immer ausschlagen.

Drittens: Die unerwartete Guillotine

Die Weiße Villa an der Ecke Koenigsallee und Wallotstraße ist vielleicht so ein Objekt voll konzentrierten inneren Entsetzens. Für einen konsequenten Sammler starker architektonischer Eindrücke lohnt sich der Besuch des Grunewalds allein ihretwegen.
Heute aber ist sie vor allem eine Bibliothek, die Zugang zu jedem beliebigen Buch der Welt ermöglicht. In diesem Sinne kann man sie als die größte Bibliothek der Welt bezeichnen, als Summe aller Bücherspeicher. Wenn sie abends erleuchtet ist, dann scheint es, als fände in ihrem Innern ein Fest der Geister der Bücher statt, ein mitternächtlicher Literaturball.
Und so gaben mir Bekannte, wenn sie von meinem künftigen Aufenthalt im Wissenschaftskolleg erfuhren, folgenden guten Rat mit auf den Weg: „Nutze unbedingt die Bibliothek. Es ist eine unglaubliche Struktur, durch die du mit jedem Text verbunden bist, der irgendwann einmal auf dieser Welt entstanden ist.“
Aber wenn man wirklich jedes Buch der Welt bestellen kann, dann dreht sich im Kopf einfach nur alles. In drei Monaten habe ich es nicht geschafft, auch nur eins zu bestellen. Nicht einmal „Le diable amoureux” von Jacques Cazotte – einen französischen phantastischen Roman aus der Zeit des Rokoko, der, glaubt man einer mir nicht bekannten Danziger Leserin, meinem „Geheimnis“ „ungewöhnlich nahe“ steht. „Sie müssen das einfach lesen“, wiederholte sie am Ende der Präsentation, „es ist einer der geheimnisvollsten Romane der Menschheit und handelt vom selben wie Ihrer.“ Ich nahm mir fest vor, diesen „geheimnisvollsten Roman der Menschheit“ zu suchen und unter Vermittlung der Weißen Villa in die Hände zu bekommen. Im virtuellen Katalog fand ich eine Pariser Ausgabe von 1793. Zieht man in Betracht, dass der Autor ein Jahr früher, 1792, auf der Guillotine hingerichtet wurde, dann kann man das Buch als seine letzte Botschaft begreifen. Nein, in der Originalsprache könnte ich es leider sowieso nicht

lesen, trotzdem aber wollte ich es wenigstens anfassen und durchblättern. Der virtuelle Katalog gab an, dass sich die Ausgabe in der Berliner Staatsbibliothek befinden müsste. Allerdings stand in der Spalte Standort „Kriegsverlust möglich“.
Irgendwie bezeichnend, vor allem in Berlin.

Viertens: Welthauptstadt Germania

Der erste, der mir den Weg auf den Teufelsberg gezeigt hat, war Alik Danziger, ehemals Kiewer, jetzt Berliner. Er heißt übrigens wirklich Danziger und wohnt in der Danziger Straße. In Berlin kann so was vorkommen.
Es war Anfang Juni, und die meteorologische Beschreibung „wechselnde Bewölkung mit Aufheiterungen, örtlich Schauer“ traf absolut zu. So dass wir, während wir von der Station Grunewald durch den Wald in Richtung Chaussee gingen und dann versuchten, durch das Gelände der Ökoschule zum Teufelssee zu gelangen, erst tropfnass und dann wieder trocken wurden. Der See gefiel mir sehr (besonders die Seerosen), und ich beschloss wiederzukommen.
Damals aber bogen wir auf die Chaussee ab und von dort links auf einen asphaltierten Weg, auf dem wir uns, immer bergauf, dem Ziel unserer Wanderung näherten – dem höchsten Punkt Berlins und seiner von den Winden zerfetzten ehemaligen amerikanischen Radarstation. Ich weiß nicht wie und warum, aber zuerst hielten wir auf einer etwas tiefer gelegenen Anhöhe inne, einer Art Plateau, von dem aus einsame Liebhaber dieses Vergnügens Drachen steigen ließen. Tief unter uns lag der nordwestliche Teil der Stadt, Spandau und sein Rathaus. Uns wurde so wohl ums Herz, dass Alik aus seiner Jagdtasche eine Flasche Whiskey holte.
Als wir dann entlang der Mauer die Radarstation umrundeten, meinte Alik, dass eine Sondereinheit aus zwölf Mann solche Hindernisse in weniger als zehn Sekunden überwände. Einer setzt sich auf den anderen, der dritte auf die Schultern des Vierten und so weiter. So werden Festungen und Regierungssitze überrannt. Wir aber waren nur zu zweit. Ich nahm mir vor, öfter hierher zu kommen. Vielleicht sogar mit einer Sondereinheit – um doch einmal aufs Gelände vorzudringen.
Ich war dann noch mindestens drei Mal auf dem Teufelsberg. Einmal brachte ich AD und AD her. Diese beiden polnischen Freundinnen haben wirklich dieselben Initialen. Es war Anfang Oktober, aber heiß wie im Sommer. Fast im Marschschritt überholte uns eine große Gruppe sieben- oder höchstens achtjähriger Kinder mit einigen jungen Betreuern an der Spitze. Alle hatten sie Wanderstöcke. Sie passierten die verbotene Mauer in gut organisierter Kolonne und begannen dann ebenso organisiert den Abstieg auf einem ziemlich steilen Pfad, immer paarweise, bewaffnet mit ihren Wanderstöcken. Sie wirkten sehr konzentriert und daher irgendwie erwachsen. Ich machte eine tiefsinnige Bemerkung darüber, wie groß doch die mentalen Unterschiede sind: unsere slawischen Kinder wären nie so diszipliniert gegangen, sondern unbedingt um die Wette gerannt,

wer ist schneller unten, hätten sich zu einem lärmenden, fröhlichen Haufen verklumpt, und ein paar wären sich ohne Zweifel auch gegenseitig mit ihren Stöcken an den Kragen gegangen. AD und AD meinten, das sei doch nicht schlimm. Ich meinte das auch, mir ging es nur um die Unterschiede.

Späteren Briefen von AD und AD war zu entnehmen, dass ich das Wichtigste nicht gewusst hatte – der Teufelsberg ist nur aufgeschüttet. Aus den Bruchstücken von vierhunderttausend Berliner Häusern, was meine Liebe zu Ruinen wieder aufleben ließ. Das nächste Mal, Ende März, war ich allein und hatte mein Notizbuch dabei. Ich schrieb folgendes: „Die Ruinen kommen aus der Erde hervorgekrochen. Was treibt sie an die Oberfläche, warum bewegen sich die Ziegelstücke noch immer? Wie frisch geschlachtetes Fleisch." Außerdem notierte ich die Adresse www.teufelsbergwohnungen.de, und auch die Telefonnummer 0172 1444445 – keine Ahnung wieso. Ich hatte schließlich nicht vor, hier einen Film zu drehen!

Ich weiß nicht, warum ich heute wieder hierher gekommen bin. Gibt es denn in Berlin nichts Attraktiveres? Ist diese von Megatonnen Erde verschüttete Unterirdische Stadt, die Welthauptstadt Germania, wirklich wichtiger für mich als all die lebendigen Plätze und Gebäude, Brücken und Kreuzungen, wichtiger als die Berliner Kneipen mit ihren unzähligen Besuchern und kreuzweisen Küssen? Als die ganzen Berliner Hunde? Ich hatte Lust, im leicht gelb gewordenen Gras zu liegen und in den Himmel zu schauen, aber ich wagte es nicht, mich hinzulegen. Es war, als ob das unaufhörliche Seufzen unter der Erde mich ein für allemal hinunterziehen könnte, ganz auf den Grund.

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

Bildnachweise

alle Fotos Maurice Weiss, Ostkreuz Agentur der Fotografen
außer:

S. 3	Sabine Immken
S. 49 und 55	Opixido.com
S. 50	Osamu Nishitani
S. 68	Wissenschaftskolleg

Sehr herzlichen Dank an das Berliner Museum für Naturkunde und
Dr. Frieder Mayer für die freundliche Leihgabe des Fledermausexponats Plecotus auritus.

Impressum

Herausgeber
Der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin
Professor Dr. Luca Giuliani

Redaktion
Katharina Wiedemann, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Wissenschaftskolleg zu Berlin

Autoren

Carl Gierstorfer	freier Wissenschaftsjournalist für TV und Printmedien
Dr. Ralf Grötker	arbeitet als freier Journalist, Veröffentlichungen u.a. in Brand Eins, Frankfurter Rundschau, Die Zeit, Telepolis
Dr. Lothar Müller	Kritiker im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung und Fellow des Wissenschaftskollegs 2008/2009
Claus Spahn	Feuilletonredakteur der Wochenzeitung Die Zeit und verantwortlich für das Fach Musik
Dr. Julia Voss	Feuilletonredakteurin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und verantwortlich für das Ressort Kultur

Bildredaktion Katharina Wiedemann
Graphik und Layout Juliane Heise / Reiner Will
Druck Druckerei Heenemann Berlin, April 2009

Im Wissenschaftskolleg zu Berlin haben international anerkannte Gelehrte, vielversprechende jüngere Wissenschaftler sowie Persönlichkeiten des geistigen Lebens die Möglichkeit, sich frei von Zwängen und Verpflichtungen für ein Akademisches Jahr (Oktober-Juli) auf selbstgewählte Arbeitsvorhaben zu konzentrieren. Die rund 40 Fellows bilden eine Lerngemeinschaft auf Zeit, die durch Fächervielfalt, Internationalität und Interkulturalität gekennzeichnet ist. Die Institution sorgt für optimale Bedingungen, damit die Fellows sich ganz ihrer intellektuellen Aufgabe widmen und dabei von dem Anregungs- und Kritikpotential einer herausragenden Gelehrtengemeinschaft profitieren können.

„Die Zeiten, sie sind nicht so, dass in unseren Hohen Schulen ein gelehrter und kreativer Kopf sich in Kontinuität und Konzentration seiner forscherischen Aufgabe hingeben kann. Und: Die Zeiten, sie sind nicht so, dass 'die Gesellschaft' gleich welchen Landes und welcher Kultur, es sich leisten könnte, auf den Ertrag der kreativen Arbeit des gelehrten Kopfes zu verzichten."

Peter Wapnewski Gründungsrektor 1982 - 1986

„Das Wissenschaftskolleg ist ein Experiment im Verstehen, ein hermeneutisches Exerzitium, das ein ganzes Jahr lang währt."

Wolf Lepenies Rektor 1986 - 2001

„Das Wissenschaftskolleg gehört zu jenen - abnehmenden - Inseln des Nicht-Kommerziellen, von denen aus die Konsequenzen der vorherrschenden technisch-ökonomischen Rationalität überhaupt noch unabhängig beobachtet und beurteilt werden können."

Dieter Grimm Rektor 2001 - 2007

„Vielfalt ergibt sich nicht immer von allein: gelegentlich muss sie auch gesucht, gehegt und gefördert werden."

Luca Giuliani Rektor seit 2007

WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN WALLOTSTRASSE 19 14193 BERLIN GERMANY
TELEFON +49 30 / 8 90 01-0 FAX +49 30 / 8 90 01-300
WIKO@WIKO-BERLIN.DE WWW.WIKO-BERLIN.DE